Dichtung und Wissen

Schlachten des Weltkrieges

Dichtung und Wissen
Crüwells Sammlung wertvoller Lesestoffe
2. Reihe Band 28

Schlachten des Weltkrieges

Darstellungen und Erlebnisse von Kriegsteilnehmern

Druck und Verlag von W. Crüwell
Dortmund

Inhalt.

Seite

A. Westfront.

1. Die Marneschlacht 5
2. Der Stellungskrieg 14
3. Im „Pfui-Teifi-Graben" 18
4. Feuertaufe bayerischer Infanteristen 21
5. Hölle von Verdun 39

B. Ostfront.

6. Die Schlacht bei Tannenberg 70
7. Der Durchbruch bei Gorlice 79

Einführung.

Die Stücke 1, 2, 6 und 7 sind mit gütiger Genehmigung des Verlages Tradition Wilhelm Kolk, Berlin SW 48, dem Werke „Der Weltkrieg 1914—1918" von H. von Kuhl, General der Infanterie a. D., entnommen.

Die Stücke 3 und 4 sind mit Erlaubnis des Verlages J. F. Lehmanns Verlag, München, dem Buche „Wir von der Infanterie", Tagebuchblätter eines bayerischen Infanteristen aus fünfjähriger Front- und Lazarettzeit von Friedrich Lehmann, das Stück 5 mit Erlaubnis des Verlages von E. Reinhardt, München, dem Buche „Mit dem Regiment Hamburg in Frankreich" 1914—1916, Kriegstagebuch von Otto Ahrends, entlehnt.

Der Verfasser des letzten Buches hat den Krieg, den er als Offizierstellvertreter und später als Leutnant d. L. mitgemacht hat, nicht überlebt. Ende 1916 traf ihn an der Somme die tödliche Kugel.

Während sich die Darstellungen des Generals von Kuhl auf sorgfältiges kriegswissenschaftliches Studium begründen, gehen die Stücke aus den Büchern „Wir von der Infanterie" und „Mit dem Regiment Hamburg in Frankreich" auf Tagebücher und Aufzeichnungen zurück. Die Verfasser der letzten beiden Bücher haben das geschrieben, was sie selbst erlebt haben. Die Stücke aus dem Werke von General von Kuhl zeichnen die kriegerischen Begebenheiten in großen Zügen, die anderen Stücke geben die Geschehnisse in allen Einzelheiten wieder.

A. Westfront.

1. Die Marneschlacht.

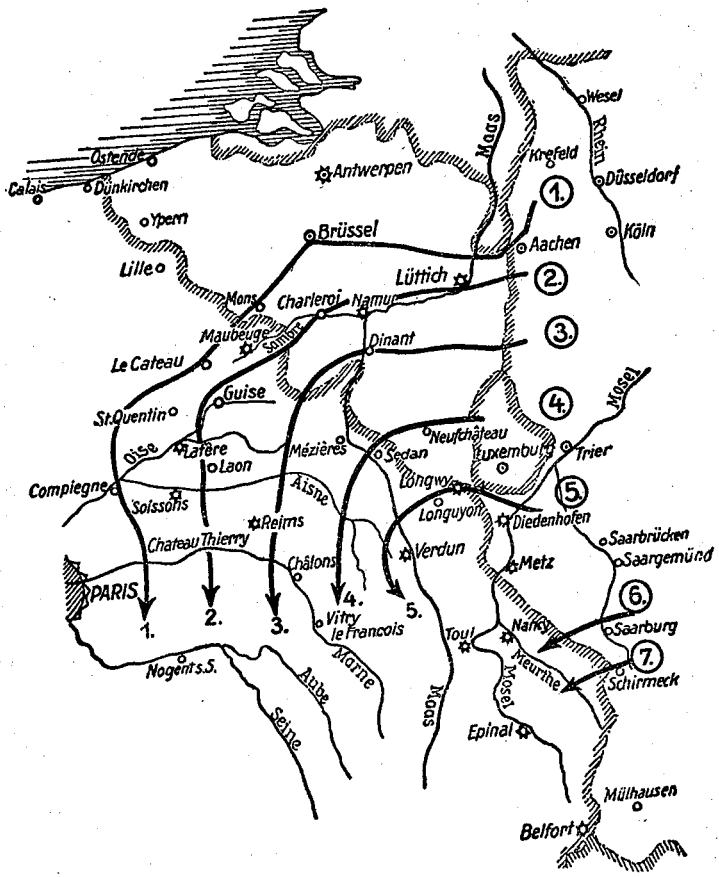
Als in der Nacht vom 5. zum 6. September 1914 im Hauptquartier der 1. Armee die ersten Nachrichten von dem Zusammenstoß des IV. Reservekorps, eines Teiles der 1. Armee, mit französischen aus der Richtung von Paris vorgehenden Truppen eingingen, glaubte man zunächst, es mit einem Vorstoß zur Entlastung des hinter die Seine zurückgehenden französischen Heeres zu tun zu haben.[1] Schleunige Verstärkung des IV. Reservekorps (General von Gronau) war geboten. Noch in der Nacht brach das sofort alarmierte II. Armeekorps der 1. Armee nach dem Flusse Ourcq auf, wo dessen Kommandierender General v. Linsingen in der ersten Zeit der Schlacht den Befehl tatkräftig und mit unerschütterlicher Ruhe führte. Von vornherein war Generaloberst v. Kluck, Führer der 1. Armee, entschlossen, seine Aufgabe im Wege des Angriffs zu lösen. Der Flankenangriff sollte nicht abgewehrt, der Feind sollte auf Paris zurückgeworfen werden. Am 6. wurde ein weiteres Korps in der Flanke eingesetzt. Da enthüllte der am Abend dieses Tages bei der Obersten Heeresleitung bekannt gewordene Heeresbefehl Joffres (der Heeresbefehl lautete, den Rückzug des ganzen Heeres einzustellen und in Verbindung mit dem Flankenangriff von Paris aus auf der ganzen Linie zwischen Verdun und Paris zum Angriff überzugehen), den ganzen Ernst der Lage. Nunmehr handelte es sich um einen Gesamtangriff der französischen Armee, die Entscheidungsschlacht war im

[1] Siehe die Schlachtenpläne auf Seite 7 und 9.

Gange. Von diesem Augenblick an war der Befehl der Obersten Heeresleitung vom 5. 9., die 1. und 2. Armee sollten die Front gegen Paris nehmen und sich beiderseits der Marne zwischen Oise und Seine aufstellen, während die 3., 4. und 5. Armee ihren Angriff in der bisherigen Richtung fortsetzen und die 6. und 7. im Angriff gegen die Mosel verbleiben sollten, hinfällig. Für sie wie für die einzelnen Armeen kam nur ein Gedanke in Betracht, die große Schlacht unter Zurückstellung aller Bedenken zu gewinnen und alle im Gange befindlichen Maßnahmen auf dieses Ziel umzustellen. Man kann nicht sagen, daß diese Forderung überall rechtzeitig erkannt worden ist.

Generaloberst v. Kluck erkannte sie. Dem drohenden Flankenangriff sollte durch einen mächtigen Gegenstoß begegnet werden. Er holte zu einem vernichtenden Schlage aus. Der zur Umfassung vorgehende Gegner sollte selbst umfaßt werden. Entschlossen warf er auch seine beiden letzten Korps aus der südlichen Richtung in die Front nach Westen herum. In Gewaltmärschen eilten sie auf das Schlachtfeld am Ourcq heran. Aus Belgien nachmarschierende und aus der Etappe herangezogene Truppen wurden gegen den Rücken des Feindes angesetzt. In schwerem hin und her wogenden Kampf senkte sich die Wage in den Tagen vom 6. bis 8. September immer mehr zu Gunsten der 1. Armee. Erst am 9. morgens waren die letzten Armeeteile auf dem Gefechtsfelde eingetroffen. Auf dem entscheidenden nördlichen Flügel besaß Generaloberst v. Kluck eine erdrückende Überlegenheit. Der hier völlig umfaßte Feind wurde geschlagen und wich auf Paris zurück. Um die Mittagsstunde winkte der volle Sieg, in der Ferne sahen unsere Truppen den Eiffelturm über Paris hervorragen. Da traf nachmittags der Befehl zum Abbrechen des Kampfes und zum Rückzug ein. Fassungslos mußten die siegreichen Truppen gehorchen und vom Feinde ablassen. Deutschlands Schicksalsstunde hatte geschlagen. Wie war es dazu gekommen?

Durch das Abschwenken der 1. Armee nach Westen war zwischen ihr und der 2. Armee eine breite Lücke an der Marne entstanden, durch die die Engländer und ein



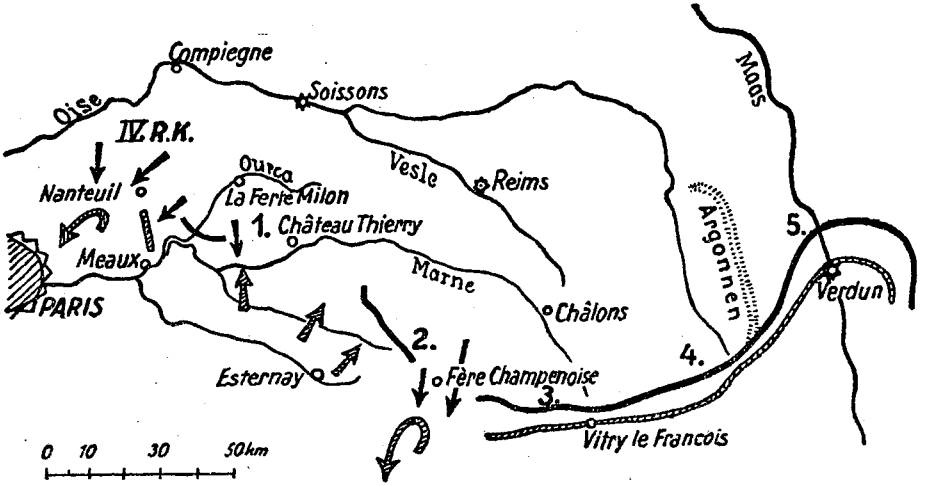
Aufmarsch und Vormarsch im Westen im August 1914.

Teil der Franzosen einzudringen drohten. Generaloberst v. Bülow, Führer der 2. Armee, bog seinen rechten Flügel zurück, zog aber seine hinter diesem Flügel stehende Reserve nach der Mitte, um einem dort drohenden Durchbruch zu begegnen, obwohl er die in der Lücke entstandene Gefahr sehr hoch einschätzte.

Östlich von der 2. Armee vorgehend, war Generaloberst Frhr. v. Hausen mit der 3. Armee auf eine Lücke in der feindlichen Front gestoßen. Leider wurde er durch die Hilferufe von rechts und links aus seiner Bahn gebracht und mußte sich, statt geradeaus durch die Lücke hindurchzustoßen, nach beiden Seiten teilen. Am 8. aber warf er mit seinem rechten Flügel und dem linken Flügelkorps der 2. Armee, dem Gardekorps, die gegenüberstehende Armee des Generals Foch mit einem mächtigen Stoß zurück. Sein weiteres Vordringen führte am 9. zu einem vollen Sieg bei Fère Champenoise, als auch hier die verfolgenden Truppen mitten im Siegesjubel der unfaßbare Befehl zum Rückzug traf.

Weiter östlich bis in die Gegend von Verdun kämpften die deutsche 4. und 5. Armee, ohne daß bis zum 9. mittags eine Entscheidung gefallen war.

Die Oberste Heeresleitung befand sich während der ganzen Marneschlacht weitab von dem Schauplatz der entscheidenden Ereignisse in Luxemburg. Aus den eingehenden Nachrichten war die Gefahr zu erkennen, in der der rechte Flügel anfangs schwebte. Statt selbst nach dem bedrohten Punkt zu eilen, entsandte Generaloberst von Moltke den Oberstleutnant Hentsch, einen klugen, bewährten Offizier, zu den einzelnen Armeen, um sie zum Ausharren zu veranlassen oder, wenn schon Rückzugsbewegungen eingeleitet wären, diese in Einklang und in die erforderliche Richtung zu bringen. So soll der Auftrag nach verschiedenen Angaben gelautet haben. Hentsch hat ihn anders aufgefaßt und sich zu selbständiger Entscheidung über die Notwendigkeit des Rückzuges für befugt gehalten. Da der Auftrag leider nicht schriftlich festgelegt worden ist, läßt sich die Streitfrage nicht entscheiden. Jedenfalls war eine schwere Entscheidung in



Die Marneschlacht.

die Hand eines verhältnismäßig jungen Offiziers gelegt. Er hat sie nach bestem Wissen getroffen. Ist sie nicht zum Wohle des Vaterlandes ausgefallen, so trifft die Schuld mehr den Auftraggeber als den Beauftragten.

Vom 8. abends bis zum 9. früh weilte Oberstleutnant Hentsch in Montmort beim Oberkommando der 2. Armee. Dort herrschte eine pessimistische Stimmung. Man glaubte die 1. Armee aufs höchste gefährdet und hatte auch von der Lage des eigenen rechten Flügels eine übertrieben ungünstige Anschauung. Vor allem befürchtete man den Durchbruch des Gegners durch die entstandene Lücke. Wenn auch Generaloberst v. Bülow zunächst noch den Angriffsgedanken festhielt, so kam man doch überein, daß die Armee am 9. hinter die Marne zurückgehen müsse, wenn die Engländer in der Lücke zwischen der 1. und 2. Armee über die Marne vordrängen. Als im Laufe des Vormittags am 9. die bestimmte Meldung hierüber tatsächlich einging, entschloß sich Bülow, in der Überzeugung, daß die 1. Armee nunmehr zum Rückzug genötigt sei, zum Rückzug und erteilte mittags den Befehl hierzu, ohne von dem Siege auf seinem eigenen linken Flügel und bei der 1. Armee Kenntnis zu haben.

Inzwischen war Hentsch am 9. vormittags zur 1. Armee gefahren, wo er nach verschiedenen Hindernissen erst kurz nach Mittag eintraf. Er war auf der Fahrt zur Überzeugung gekommen, daß die Engländer die Marne überschritten hätten. Die Voraussetzung, unter der die 2. Armee nach der Vereinbarung zurückgehen mußte, schien erfüllt. Hentsch nahm an, daß Generaloberst v. Bülow inzwischen diesen Entschluß gefaßt habe. Nun war nach seiner Ansicht der Rückzug der 1. Armee unabwendbar. Es galt, ihn mit der Bewegung der 2. Armee in Einklang zu bringen. Da traf er gänzlich unerwartet das Oberkommando der 1. Armee in voller Siegesstimmung. Der nördliche Flügel des Feindes war völlig umfaßt und wich geschlagen auf Paris zurück. In der Lücke an der Marne hoffte man die Engländer durch die getroffenen Abwehrmaßnahmen hinreichend aufhalten zu können, zumal ihr Offensivgeist zutreffend nur gering eingeschätzt

wurde. In der Überzeugung, daß die 2. Armee den Rückzug bereits angetreten habe, und daß die 1. Armee vereinzelt einer Umfassung durch den über die Marne vordringenden Feind erliegen müsse, befahl Hentsch trotzdem im Auftrag der Obersten Heeresleitung den Rückzug. Den heftigen Widerstand des Oberkommandos überwand er durch den Hinweis, daß die 2. Armee auf ihrem rechten Flügel geschlagen und überhaupt nur noch „Schlacke" sei, und daß sie den Rückzug bereits angetreten habe. Schweren Herzens mußte sich auf diese Darstellung hin Generaloberst v. Kluck fügen.

„Das Unbegreifliche wurde Ereignis: Das Westheer wurde aus dem unter blutigen Opfern errungenen Siege durch den Mund des Vertreters der Obersten Heeresleitung in dem Augenblick zurückgerufen, als es im Begriff stand, die Früchte der vorausgegangenen Kämpfe zu ernten." (Kriegswerk des Reichsarchivs.)

Es steht heute fest, daß der Entschluß des Generals v. Bülow zum Rückzug durch die Lage nicht geboten war. Sein rechter Flügel ist am 9. gar nicht angegriffen worden. Auf beiden Seiten war am 9. September eine Krisis vorhanden. Die Dinge standen auf des Messers Schneide. Wer die stärkeren Nerven hatte und durchhielt, mußte Sieger bleiben. Am Ourcq wie bei Fère Champenoise waren die Franzosen völlig geschlagen. Ob dazwischen Engländer durch die Lücke an der Marne durchdringen würden, war recht fraglich. Sie gingen nur mit der äußersten Vorsicht gegen und über den Fluß vor, der durch starke deutsche Kavallerie, unterstützt von Infanterie, verteidigt wurde. Wäre der deutsche Sieg am Ourcq und bei Fère Champenoise ausgenützt worden, so wären die etwa dazwischen über die Marne vorgedrungenen Engländer und Franzosen selbst aufs höchste gefährdet gewesen.

Mit größter Sorge sahen die Franzosen in ihrer Mitte und auf dem linken Flügel dem 10. September entgegen. Mit Erstaunen, aber mit höchster Freude bemerkten sie am 10. morgens, daß die Deutschen verschwunden waren. Man atmete auf. So schildern die Franzosen selbst ihre Lage und sprechen von dem „Wunder der Marneschlacht".

Wäre der Kampf zu einem deutschen Siege geworden, die Folgen wären nicht abzusehen gewesen. Ein zweiter großer Sieg hätte nach den Augustschlachten die Widerstandskraft der Franzosen nach eigenem Geständnis gebrochen.

Der Ausgang der Schlacht hatte weitreichende Folgen. Vor allem hob er das völlig geschwundene Selbstvertrauen der Franzosen. Eine schnelle Entscheidung des Krieges war für uns nun nicht mehr möglich. Der Fortgang des Kampfes war ein mühseliges Abringen der Kräfte, ein endloser Stellungskrieg, in dem die Zeit gegen uns arbeitete. Die Schlacht an der Marne war der Wendepunkt des Krieges.

Es wäre jedoch ein kleinmütiges Verzagen, wenn wir den Krieg nach der Marneschlacht verloren gegeben hätten. Die Lage nach der Schlacht war keineswegs so ungünstig, daß sie nicht durch einen großen Entschluß hätte gemeistert werden können. Freilich mußte sich der Meister dazu finden. Auch der weitere Verlauf wird zeigen, daß sich noch mehrfach Gelegenheit bot, den Krieg zu einem guten Ende zu führen. Daß es trotzdem nicht gelang, lag an Umständen, die später klargelegt werden sollen.

Es ist bemerkenswert, daß das Verdienst für den für Frankreich so unverhofft günstigen Ausgang der Marneschlacht von den Russen und sogar von den Italienern in Anspruch genommen wird. Der englische General Knox, der 1914 auf russischer Seite als englischer Militärattaché der Schlacht bei Tannenberg beiwohnte, hebt hervor, daß „einzig und allein der russische Einmarsch in Ostpreußen" die Veranlassung zur Entsendung zweier deutscher Armeekorps vom Westen nach dem Osten gewesen sei, die dann an der Marne gefehlt hätten. „Vielleicht hat diese Entsendung von der Westfront die Verbündeten im Westen gerettet und so das ganze Schicksal des Krieges gewendet." Der Italiener Nitti erklärt, daß Italien Frankreichs Schicksal gerettet habe, indem es am 2. August seine Neutralität erklärte. „Diese unvorhergesehene, ja unerwartete Neutralitätserklärung hat es Frankreich ermöglicht, alle seine Kräfte im Norden zu vereinigen und den Sieg an der Marne zu erringen."

Mit einem bitteren Gefühl fragen wir heute: Mußte es so kommen?

Man hat die Schuld wohl auf die Überanstrengung und Erschöpfung der Truppe geschoben, die auf dem rechten Heeresflügel vom Überschreiten der Grenze bis zur Marneschlacht ohne einen einzigen Ruhetag marschiert war. Aber in der Schlacht selbst vermochten die auf das Gefechtsfeld eilenden Armeekorps der 1. Armee Märsche zurückzulegen, die alles Bisherige überboten. Die Armee ist nach fünftägigem Kampfe hinter die Aisne zurückmarschiert und stand hier am 12. September gefechtsbereit.

Über die entscheidenden Gründe kann nach vorstehender Darstellung kein Zweifel bestehen. Der rechte Heeresflügel war infolge der erörterten Maßnahmen der Heeresleitung zu schwach. Es fehlte jede Reserve. Starke Heeresteile lagen in Lothringen brach, während an der Marne um die Feldzugsentscheidung gerungen wurde. Zwei Armeekorps waren nach dem Osten abgegangen, drei lagen vor feindlichen Festungen fest. Es wäre ein leichtes gewesen, nach der Schlacht in Lothringen am 22. oder 23. etwa 4 Korps zur Verstärkung des großen Schwenkungsflügels nach der Gegend von Aachen innerhalb weniger Tage zu befördern. Wagenreserven für solche Verschiebungen hielt der Chef des Feldeisenbahnwesens vom 10. August ab in ausreichendem Maße bereit. Auch noch später hätte man, statt den aussichtslosen Versuch eines Durchbruchs über die Mosel zu machen, eine Anzahl von Korps aus Lothringen teils mit der Bahn, teils durch Fußmarsch in der Richtung über Metz—Diedenhofen—Luxemburg vorziehen können, um mit der 1. bis 5. Armee scharf halbrechts zu rücken und dadurch den Schwerpunkt nach rechts verlegen zu können.

Eine höhere Leitung in der Schlacht war nicht vorhanden, die Armeen kämpften für sich. Von Luxemburg aus war die Oberste Heeresleitung nicht imstande, einzugreifen. Wären die 1., 2. und 3. Armee einem gemeinschaftlichen Heeresgruppenführer unterstellt gewesen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Schlacht zum guten Ende geführt worden wäre.

Einige wenige Köpfe trugen die Verantwortung. Das erinnert an Napoleons Wort: „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles!“ In der Tat, nicht die Masse, Männer machen die Geschichte. Die herrliche Truppe von 1914, die beste, die die Welt gesehen, vermochte das Schicksal nicht zu wenden. Aber wir blicken bewundernd und stolz auf sie zurück. Wer ihre Hingebung, ihre Tapferkeit und Ausdauer bis zum letzten Atemzug, ihre Manneszucht in den ersten Septembertagen 1914 gesehen hat, wird einen unvergeßlichen Eindruck davon bewahren. Ihrer wollen wir mit Dankbarkeit gedenken.

*

2. Der Stellungskrieg.

Nachdem auf dem westlichen Kriegsschauplatz das Ringen um die Flanke im November 1914 am Meere seine Schranke gefunden hatte und die Schlacht bei Ypern zu Ende gegangen war, nachdem ebenso im Osten im Dezember nach der Schlacht bei Lodz die Kämpfe an der Bsura, Rawka und Piliza (in Polen) zum Stillstand gekommen waren, standen die kriegführenden Mächte plötzlich vor einer neuen Erscheinungsform des Krieges, mit der niemand gerechnet hatte. Im Westen vom Kanal (Kanal zwischen Calais und Dover) bis zur Schweizer Grenze, im Osten von der Memel bis zur rumänischen Grenze stand man sich in endlos langen Schützengräben mehr oder weniger dicht gegenüber. Der Stellungskrieg hatte begonnen.

Der deutsche Feldzugsplan war gescheitert, die erstrebte schnelle Entscheidung im Westen war mißglückt, die Gelegenheit zu einer entschlossenen Umgruppierung nach dem Osten war verpaßt. Die Stärke des deutschen Heeres hatte hauptsächlich in seiner Ausbildung für den Bewegungskrieg gelegen. Hierin hatte es sich seinen Gegnern im Westen wie im Osten überlegen gezeigt. Die glänzende Operation auf der inneren Linie in Ostpreußen gegen die russische Njemen- und Narewarmee hat dies bewiesen. Auch im Westen mußte General Joffre (oberster Feldherr

des französischen Heeres) diese Überlegenheit nach den großen Augustschlachten ausdrücklich anerkennen, indem er dem Kriegsminister meldete: „Unsere Armeekorps haben trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit, die wir besaßen, im freien Felde nicht die offensiven Eigenschaften gezeigt, die wir nach den anfänglichen Teilerfolgen erwartet hatten."

Nun aber war unser bester Trumpf aus der Hand gegeben. Deutschland, im Osten und Westen wie auch zur See abgeschlossen, wurde zur belagerten Festung. Nicht nur militärische, sondern auch wirtschaftliche Gründe ernster Natur hatten Deutschland dazu gezwungen, nach einem schnellen Sieg zu streben. Wir waren zu einem Industriestaat geworden und in bezug auf Rohstoffe wie auf die Ernährung der Bevölkerung von der ausländischen Einfuhr abhängig. Versagten die bisherigen Zufuhrquellen, dann mußte sich zeigen, wie lange das Volk die Einschränkung der Ernährung, Entbehrungen und schließlich Hungersnot zu ertragen vermochte, ehe es zusammenbrach, und wie lange es möglich wurde, das erforderliche Kriegsgerät trotz des entstehenden Mangels an Kupfer, Nickel, Aluminium, Baumwolle, Leder, Schwefel, Salpeter usw. herzustellen.

In militärischer Beziehung mußte damit gerechnet werden, daß in jedem weiteren Kriegsjahre die Überlegenheit unserer Gegner in der Zahl und im Kriegsgerät aller Art mehr zur Geltung kommen würde. Sobald wir die tätig eingreifende Freiheit verloren hatten, trat die Technik an die Stelle der Führungskunst, die Materialschlacht an die Stelle des Bewegungskrieges. In der Technik und im Material wie auch in der Aufbringung des Ersatzes an Menschen sind wir auf die Dauer unterlegen. Die Zeit arbeitete gegen uns. Alles kam darauf an, ob es uns gelingen würde, den eisernen Ring, der sich um uns gelegt hatte, rechtzeitig zu sprengen und wieder zur freien Entfaltung unserer Kraft im Bewegungskriege zu gelangen. Anderenfalls mußten unsere Kämpfe zur Bedeutung von Ausfällen einer Festungsbesatzung hinabsinken, die das Fortschreiten der Belagerung hinhalten, den Fall der Festung aber schließlich nicht verhindern

konnten. Als der letzte große Versuch eines Durchbruchs im Frühjahr 1918 mißlang, war der Krieg verloren.

Daß die jahrelange Dauer des Stellungskrieges uns vor viele überraschende Erscheinungen stellte, kann nicht wundernehmen. Es sei nur an die ungeahnte Entwicklung des Luftkrieges, an die Verwendung von Kampfgas und Tanks und an die erstaunliche Steigerung der Tragweite der Kanonen erinnert. Eine der wichtigsten neuen charakteristischen Erscheinungen des Weltkrieges, die in dem langen Stellungskampfe hervortrat, war die überragende Bedeutung der Technik. Waren wir in dieser Hinsicht nicht genügend vorbereitet in den Krieg gegangen, so muß man staunen, wie der Krieg selbst alle in der hochentwickelten deutschen Technik vorhandenen Kräfte binnen kurzem zur höchsten Leistung steigerte und auf das eine Ziel vereinigte, die Widerstandskraft Deutschlands bis zum letzten Augenblick aufrechtzuerhalten. Daß dies gelungen ist, ist der hohe Ruhm der deutschen Technik. Nicht nur die Erinnerung an unsere Helden auf den Schlachtfeldern des Bewegungskrieges von 1914 und an die zähen, harten, todesmutigen Grabenkämpfer in den langen Jahren des Stellungskrieges, sondern auch an die stille geistige Arbeit der Männer der Wissenschaft, an die Leistungen unserer Forscher und Erfinder, an die Tätigkeit in den Fabriken und Werkstätten soll uns mit Stolz und mit Vertrauen auf unsere Kraft erfüllen.

Alle Tatkraft an der Front wie in der Heimat vermochte aber nicht zu verhindern, daß an Stelle glänzender Siege und rascher entscheidender Schläge vom Dezember 1914 ab ein mühsames frontales Abringen der Kräfte trat, in dem Sieger bleiben mußte, wessen Atem am längsten reichte.

Für die Truppen an der Front handelte es sich darum, sich mit dem unerwünschten Grabenkampf abzufinden, der von nun an dem Kriege sein Gepräge gab. Die Maulwurfsarbeit begann.

Zuerst herrschten noch Friedensanschauungen vor. Die deutschen Vorschriften lehrten, daß nur eine Linie zur Verteidigung einzurichten sei, diese aber unter allen Umständen gehalten werden müsse. Gelände, das wir in

Besitz genommen hatten, aufzugeben, galt als verwerflich. Allmählich brachen sich unter dem Zwange des feindlichen Feuers andere Anschauungen Bahn. Die Anhäufung des Verteidigers in einem einzigen Graben führte zu schweren Verlusten, ohne die Sicherheit der Behauptung zu gewährleisten. So vollzog sich langsam und vielfach unter Widerstreben der Übergang zu einer nach der Tiefe gegliederten Verteidigung. An die Stelle einer einzigen Verteidigungslinie trat die „Stellung", aus mehreren Linien untereinander bestehend, und hinter der ersten Stellung entstand mit einem so großen Abstand, daß sie nicht zugleich mit der ersten Stellung vom feindlichen Artilleriefeuer gefaßt werden konnte, eine zweite Stellung in derselben Form wie die erste.

Im Laufe des Krieges entwickelte sich immer mehr das Bestreben, die vorderste Linie nur dünn zu besetzen, um unnötige Verluste zu vermeiden. Ging sie beim feindlichen Angriff verloren, so war sie von den rückwärtigen Unterstützungen wiederzuerobern. Schließlich ging man dazu über, vor den Stellungen ein Vorfeld einzurichten, aus dem im Falle eines größeren Angriffs die dünne Besatzung auf die Hauptwiderstandslinie zurückwich.

So vollzog sich nach und nach der Übergang der starren, linearen Verteidigungsform in das bewegliche Verfahren einer Verteidigung aus der Tiefe. Starke Hindernisse vor der Front und zahlreiche Annäherungswege aus der rückwärtigen Unterkunft nach vorne traten hinzu. Mit diesen Mitteln sollte der feindliche Durchbruch verhindert werden. Auch bei der beweglichen Verteidigung galt als Grundsatz, daß das aufgegebene Gelände wiederzunehmen sei.

Wir haben zu lange an dem Grundsatz festgehalten, jeden Fußbreit eroberten Geländes unter allen Umständen zu behaupten. Es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn wir uns frühzeitiger entschlossen hätten, in der Verteidigung Geländeteile, die bei einem feindlichen Angriff nicht zu halten waren, rechtzeitig vor dem drohenden Angriff aufzugeben. Hätten wir am 7. Juni 1917 uns entschließen können, die im Bogen vorspringende vom Feinde artille-

ristisch umfaßte und sogar unterminierte Stellung von Wytschaete in Flandern unmittelbar vor dem deutlich bevorstehenden Angriff zu räumen und auf die Sehne des Bogens zurückzugehen, so hätten wir uns einen Verlust von 7500 Gefangenen außer zahlreichen Toten erspart. Ebenso haben wir den Amerikanern am 12. September 1918 einen billigen Triumph gewährt, indem wir ihnen die Gelegenheit boten, die im spitzen Winkel auf St. Mihiel an der Maas vorspringende unhaltbare Stellung umfassend anzugreifen, statt rechtzeitig in die vorbereitete rückwärtige Stellung auszuweichen. Der Krieg ist nun einmal ein rauher Lehrmeister.

*

3. Im „Pfui-Teifi-Graben".

In Peronne, Januar 1915. Endlich hat der neue Graben, den wir rechts vorwärts vom Bayernhölzl im Dezember angelegt haben, auch einen Namen. Er lautet zwar nicht gerade schön, aber sehr treffend: „Pfui-Teifi-Graben". Und das kam so:

Der Januar war hier in Frankreich kein Eismonat, sondern ein ausgesprochener Regenmonat. Die Wasserlöcher, die wir in den Gräben angelegt hatten, waren längst gefüllt, das Wasser lief in Strömen über die undurchlässige Lehmunterlage und zerweichte sie gründlich. So war besonders das letztemal das Ablösen bei Nacht schon eine sehr schwierige Sache. Von oben goß es in Strömen, der Graben war nur noch Brei, die Wände fingen an, einzustürzen, überall blieb man kleben, schon in der ersten Nacht waren wir völlig durchnäßt. Na, wir haben ja Unterstände, in denen es trocken ist, und in denen man wenigstens bei Nacht ein behagliches Feuerchen anzünden kann. Wir sind nämlich immer noch große Träumer, die sich alles so vorstellen, wie sie es gerne hätten. In Wirklichkeit ist das Strohlager feucht, alles ist mit nassem Lehm beschmiert, den man mit den Füßen trotz sorgfältiger Reinigung immer wieder mit hereinschleppt. Das Brennholz ist so naß, das es zwar abscheu-

lich raucht, aber nicht brennt und nicht heizt. Durch die Decke läßt der sonst so undurchlässige Lehm gerade so viel Wasser durch, daß jedem in schöner Regelmäßigkeit ein steter Tropfen ins Gesicht oder sonst wohin fällt, wo er ihn ärgert. Eine Nacht kann man ja so zubringen, es wäre nicht die erste, in der wir nicht trocken geworden wären und gefroren hätten. Aber der Regen hielt tatsächlich 26 Stunden lang an.

Eine Böe nach der andern kam vom nahen Westmeer herangezogen, entledigte sich über uns ihres feuchten Inhalts und zog erleichtert weiter. Das Wasser im Graben stieg. Längst waren die alten Wasserlöcher nicht mehr zu sehen, und so versank man immer wieder plötzlich mit einem Bein in einer solchen Grube. Kommt da ein junger Leutnant von hinten, der sich wohl in seiner neuen Uniform zeigen will. Die Fluten gehen ihm schon fast bis zum Rand des Stiefelschafts, aber er steigt tapfer weiter mit einem fast knabenhaften Vergnügen. So ist er sicher noch vor wenig Jahren daheim voll Behagen durch die Pfützen geplantscht. Fünf Schritt von meinem Postenstand tut er plötzlich einen großen Platscher. Er ist mit beiden Beinen in eine solche Fallgrube geraten und steht bis zu den Rockschößen im Wasser. „Verdammte Schweinerei, warum machen Sie hier keine Holzroste auf die Wasserlöcher?“ Daniel steht gerade vor dem Unterstand und fühlt sich angeredet. „Weil die Holzroste auf dem Wasser schwimmen, Herr Leitnant; die sind schon vor drei Tagen den Berg runtergeschwommen. Sobald sich die Sintflut verlaufen hat, tragen wir sie wieder herauf.“ Der Leutnant spürt die Unbotmäßigkeit der Antwort, aber was soll er dem alten Reservisten sagen, der ihm ansieht, daß sich seine Autorität nur auf zwei Monate Frontdienst stützen kann. Der Mann gilt, nicht der Rock. Das weiß der kleine Leutnant auch und geht wie ein wirklich begossener Pudel seinen Kanalweg weiter.

Aber solche Gelegenheiten zum Lachen oder wenigstens Lächeln sind selten. Das Wasser steigt, es strömt in die ebenerdigen Unterstände, es fließt die Stufen in den wenigen vorhandenen Stollen hinunter, es sickert in statt-

lichen Bächlein durch die Decke der Unterstände, es nagt an Schützenauftritten und Grabenwänden, es überzieht alles mit einer lehmigen, schleimig-klebrigen Kruste und — mittendrin sind wir. Glücklich, wer nur bis zum Knie naß ist, den allermeisten ist mindestens auch der Hosenboden naß geworden. Die Mäntel sind von Lehm und Wasser schwer und unbequem, die Gewehre sind beschmiert, bald ist die Mündung verstopft, bald das Schloß verklebt, so daß wir ihnen Badehosen aus Sandsackstoff um das Schloß legen. Bei Nacht versuchten wir durch Ausschöpfen mit Eimern an langen Stangen des Wassers Herr zu werden, selbst eine Feuerspritze wurde zum Auspumpen herangezogen. All das half nicht viel, denn die Seen, die so vor der Stellung entstanden, flossen doch wieder in den Graben ab. Es war unsere Rettung, daß der Regen in der zweiten Nacht aufhörte. Der ersehnte Frost blieb allerdings aus, so daß wir weitere drei Tage in Dreck und Nässe aushalten mußten.

Nachts im Unterstand unterhielten wir uns, ob der Kampf gegen Wasser und Lehm auch zu den Heldentaten gehört, von denen man nach dem Krieg (wann mag das wohl sein?) reden darf. Ich meine, wenn wir nichts Besseres zu erzählen haben, dann werden die Kameraden von Flandern und Polen uns auslachen, denn sie haben das auch auszuhalten und daneben noch wirklich Krieg zu führen. „Darauf kommt's gar nicht an," meint Böttcher, ein Theologiestudent, „jeder muß leisten, was von ihm verlangt wird. Wenn wir unsere Pflicht tun, und wenn wir es fertigbringen, sie freudig zu tun, wenn wir uns von all den Widerwärtigkeiten nicht unterkriegen lassen, dann können wir ruhig auch davon erzählen. Dann sind wir so gut Soldaten wie die andern. Vielleicht reden später die Geschichtsschreiber einmal vom ‚stillen Heldentum an der Westfront'. Es kommt doch nicht auf die Größe der Leistung an, sondern auf den Geist und den Willen, der dahintersteht. Und da kann man unseren Leuten wirklich keinen Vorwurf machen. Man sieht's ja, wie sich kaum einer krank meldet, obwohl jeder irgendein Leiden hat, das das Auskurieren nötig hätte. Schnupfen, Bronchial-

katarrh, Fieber, Rheumatismus, alles ist vertreten, und doch will keiner schwach sein und jeder aushalten. Du, alter Heide, kennst das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ja natürlich nicht mehr. Der Herr des Weinbergs entlohnt am Schluß der Arbeit alle Arbeiter gleich, ohne Rücksicht darauf, ob sie kurz oder lang gearbeitet haben. Er schätzt sie alle gleich ob ihrer Arbeit an seinem Weinberg. Die Kirche sagt, er tue das aus Gnade. Für uns hier hat die Geschichte noch einen andern Sinn. Die Heimat muß uns gleich lieben und achten, ob wir nun mit der Waffe oder mit dem Spaten im Weinberg des Vaterlands mitgearbeitet haben, ob wir bei Saarburg und Lihons oder nur bei Maricourt und Montauban dabei waren. Aber unsere Pflicht müssen wir tun."

*

4. Feuertaufe bayerischer Infanteristen.

Mitte Oktober 1915. „Endlich — nach einem Jahr des Kleinkriegs, des Kampfes mit Erde und Wasser, mit Hunger, Müdigkeit und Läusen haben auch wir einmal Kampfarbeit bekommen, und ich glaube, ich darf sagen, wir sind nicht schlechter gewesen als die Kameraden von Flandern. Und das kam so. In den ersten Oktobertagen wurde unser Ausbildungskurs aufgelöst und das ganze Armeekorps in siebenstündiger Bahnfahrt von Peronne in der Pikardie nach Douai[1] im Artois verfrachtet. Einen Tag hatten wir zur Vorbereitung und Eingewöhnung im Ruhedorf zur Verfügung. Vor uns lagen die Höhen, die die Deutschen ein Jahr lang unter schwersten Opfern in zähen, fast nie abflauenden Kämpfen behauptet hatten. Sie sind den Franzosen wichtig, weil sie von dort aus in die weite Ebene von Douai und Cambrai unbeschränkten Einblick haben und uns die Einsicht in ihr ganzes Verteidigungssystem von Arras und Lens verwehren können. Verlieren wir die Höhen, so sind wir blind, und der Verlust des ganzen Zechengebietes ist kaum zu verhindern. Vor einigen Tagen haben die Franzosen einen sehr energischen

[1] nordwestlich von Arras.

Vorstoß gemacht, und es ist ihnen gelungen, auf einer längeren Strecke den ganzen ersten Graben zu überrennen und einen Teil der zweiten Linie zu besetzen. Reste der deutschen Verteidigung klammern sich noch an den jenseitigen Hang. Es bedarf nur noch eines kräftigen Stoßes, um sie ganz herunterzuwerfen." So hat der Oberleutnant uns die Lage erklärt, die sehr ernst ist. „Hier kommt endlich einmal wieder alles auf die Menschen an, die äußeren Verteidigungsanlagen sind zerstört. Sieger bleibt, wer trotzdem das heftige Artilleriefeuer aushält und beim Infanterieangriff zur Abwehr bereit ist. Ich vertraue auf euch, ihr habt's ein Jahr besser gehabt als viele andere Truppen, zeigt euch eurer Kameraden würdig."

Nachher sitzen wir zu sechs im Gärtchen unseres Häuschens beisammen. Alle sind ernst und nachdenklich. Viel haben wir in diesem Jahr gelernt, aber an wirklichen Kampf sind wir nicht gewöhnt, bei Artilleriefeuer haben wir unsere Unterstände gehabt und über deckungsloses Gelände sind wir höchstens bei Nacht gegangen. Werden wir stark sein, werden wir Freiwillige bleiben, werden wir mit dem besseren Ich das schlechtere überwinden? Schweigsam hocken wir beieinander. Da breitet Groh, der Gymnasiast, seine Arme aus und faßt seine Nachbarn an den Händen, der Ring der Hände schließt sich, und ein Händedruck bekräftigt das stille Gelöbnis: „Stark bleiben."

Wie anders ist solcher Marsch ins Unbekannte, als wir es gewöhnt sind. Statt der schweren Tornister mit all dem unnötigen Ballast tragen wir nur leichtes Sturmgepäck, Mantel mit Zeltbahn und Kochgeschirr. Auf der ganz ebenen Straße marschieren wir zügig dahin, den Höhen entgegen, die vor uns in Rauch und Staub gehüllt liegen, von denen ständig dumpfes Rollen, gelegentlich auch helleres Krachen zu uns herübertönt. Immer wieder geht's durch langgestreckte Dörfer, in denen sich die Grubenarbeiterhäuschen in gleichförmigem Backsteinbau aneinanderreihen. Nur hier und da fällt einmal eins durch glasierte Ziegel auf. Eigenartig, wie sich die Industrie hier noch die Verbindung mit dem Lande bewahrt hat. Alles wohnt, wie es scheint, auf eigener

Scholle, es gibt keine Großstädte, überhaupt kaum Städte, wie müßte dieses Volk im Frieden glücklich sein können. Man hat nicht den Eindruck, daß hier wie bei uns einer dem anderen den Platz streitig macht. Hier fehlt der Zwang zur Ausdehnung, die wachsende Volkszahl, der bei uns das Land täglich enger wird. Mit offenen Augen betrachten wir alles, und kritisch wird geprüft, wo es besser sei, hier oder bei uns. Doch rasch wird die Aufmerksamkeit abgelenkt, wir kommen in die Gegend der deutschen Artilleriestellung, und damit sind wir auch im Bereich des feindlichen Störungsfeuers. Ruhig und gewichtig ziehen die schweren Geschosse über uns weg, seitwärts im Gelände sieht man sie gewaltige Erdsäulen in die Höhe werfen. Was kümmert's uns, solange sie unsere Marschstraße in Ruhe lassen? Freilich, Granatlöcher gibt's hier genug, auch mitten in der Straße. Nachts stören die Granaten hier die Arbeit der Artilleriekolonnen, die auf diese Straße angewiesen sind.

Die Straße macht einen Bogen. Da, was ist das für eine Staubwolke? Sie kommt rasch näher, die Spitze der Marschkolonne schiebt sich scharf an den rechten Straßenrand. Durchgehende Pferde? Eine verrückt gewordene Feldküche? Ein Sanitätswagen? Kurz vor uns hält die Wolke. Wirklich ein Sanitätswagen. Das muß ja eine furchtbare Marter sein, als Verwundeter auf diesem schlecht federnden Wagen und der steinharten Straße im Galopp herumgeschmissen zu werden. Der Hansl faucht auch den Fahrer gewaltig an: „Was fällt Ihnen ein, Ihre Verwundeten so zu mißhandeln und zuschanden zu fahren? Es eilt doch nicht." „Herr Leitnant werden schon sehen, ob's eilt. 500 Meter weiter vorn ist die Straßengabel, die fast immer unter Feuer liegt. Dort schießt der Franzos mit der Uhr in der Hand, alle zwei Minuten einen Schuß. Die Feuerpause muß man abwarten und dann durch im Galopp. Das ist für die armen Kerl' da drin immer noch besser als ein Volltreffer. Es ist schon besser, wenn Sie von hier an auch mit der Gefahr rechnen." Der Kompanieführer dankt, läßt einen Zugabstand von 200 Meter nehmen und reitet selbst voraus,

der unheimlichen Stelle entgegen. Schon haben wir einen schweren Einschlag vor uns gehört, da kommt der Hansl im Trab an, steigt ab und schickt sein Pferd zurück.

Es ist dämmerig geworden, um so mehr leuchtet der Feuerschein der Einschläge überall, um so beklommener wird uns zumute. Unsere Marschstraße beschießen! So etwas haben die braven Franzosen der Sommegegend doch nicht gewagt. 100 Meter vor dem Straßenkreuz läßt uns der Oberleutnant im Feld links und rechts der Straße hinlegen. Gespannt warten wir. Da kommt auch schon der fällige Schuß pünktlich herangeheult und fährt mit gierig-giftigem Krachen in die Wiese links von uns. „Herr Hauptmann, sie haben gewunken", quittiert eine vorlaute Stimme diesen Fehlschuß, da ruft der Hansl schon: „Sprung — auf, marsch marsch!" und in großen Sätzen saust unser Zug der Straße entlang vorwärts, hinüber über die Abzweigung und noch 50 Meter weiter. „Hinlegen!" Alles liegt da mit keuchender Brust und jagendem Herzstoß, da braust auch schon die nächste heran. Alles drückt die Köpfe in die Erde, als ob dies helfen könnte. Pfui Teufel, ging die nahe, nur 20 Meter hinter uns, mitten in die Straße. Erdbrocken und Steine schwirren herum, aber sonst ging alles gut. Sonderbar, der metallene Geschmack im Mund. Den kenne ich von einem Fall eine Kellertreppe hinunter und von einer meiner ersten Granaten im Bayernhölzl. Den gibt's nur, wenn der Tod ziemlich haarscharf an einem vorbeigeht. Wir rennen weiter, damit wir beim nächsten Einschlag ganz außerhalb der Streuung liegen. Die anderen Züge kommen nach.

Kurze Rast, die Führer von der Garde, die wir ablösen sollen, erwarten uns hier. Ihretwegen haben wir wohl keinen Umweg zur Umgehung der Straßengabel gemacht. Die werden ihre Ablösung auch verdient haben. Der Oberleutnant läßt die Führer nicht los, es ist vielleicht besser, wenn sie uns keine Schauergeschichten erzählen können. Weiter geht's im Eilmarsch durch Vimy, das nur noch ein weißer Fleck im Gelände ist. Nur wenige Mauern stehen noch, in die ständig Granaten fahren und unter furchtbarem Krachen krepieren. „Das ist kein Auf-

enthalt, Marie, der wo den Menschen gfallt, Marie . . .", singt einer hinter mir. Solche Ruhe steckt an. Außerhalb des Ortes geht's langsamer, die Steigung beginnt. Infanteriegeschosse zwitschern über uns dahin, die können uns nicht nervös machen. „Der Laufgraben", sagt der Führer. Man merkt's daran, daß sich bis zum Knie, manchmal noch höher, Lehmwände erheben. Offenbar ist hier alles eingetrommelt, ein Schutz gegen Schuß oder Sicht kann so ein Graben nicht sein. Es geht an gänzlich zerschossenen Baumresten vorbei, die einst Wald hießen, an einigen Mauerresten (das Schlößchen La Folie nennt's der Führer), und dann kommt „die Stellung". Granattrichter allerschwersten Kalibers sind so miteinander verbunden, daß man sich zur Not gebückt in ihnen bewegen kann. Unterstände? Einige kindliche Löcher in der Grabenwand, Karnickellöcher von den Führern genannt, sind der ganze Unterschlupf. Trifft ein Volltreffer die Grabenwand an dieser Stelle, dann ist's aus, dann braucht man sich nicht mehr eigens begraben zu lassen. „An die Arbeit!"

Daß wir zunächst die Nacht benützen müssen, um einen einigermaßen Deckung und Verteidigungsmöglichkeit bietenden Graben zu schaffen, ist klar. Schanzzeug steht genug herum, ausgebildet sind wir in diesem Fach wie kaum eine Truppe — also vorwärts. Die Arbeit fleckt. Die derzeitigen Jungen übernehmen das Postenstehen, wir Alten schaffen — eben wie „Alte". Stundenweise lösen wir uns ab, etwas Schlaf tut ja gut nach solcher Schinderei. Im Laufgraben habe ich ein schönes Plätzchen beim Durchmarsch gesehen. Eine sauber abgestochene Lehmbank, auf der vorhin auch einer schlief. Man wird da oben wenigstens nicht getreten. Aber der Kerl liegt immer noch da, hat er die Ablösung verschlafen? Er hat doch Gardelitzen. Ich rüttle ihn, um ihn zu wecken. Keine Antwort — tot — nicht einmal mehr begraben konnten ihn seine Kameraden. Was nützt auch 's Begraben? Vielleicht gräbt ihn der nächste Schuß schon wieder aus. Die „ewige Ruhe" muß etwas anderes sein. Den Leichen hier ist sie nicht beschieden.

Bei Tagesanbruch stellen wir die Arbeit ein. Wir haben immerhin einen durchlaufenden, genügend tiefen Graben und Löcher, in denen man schlafen kann. Wir untersuchen die Lage. 150 Meter vor uns liegt der Franzose in bis vor 14 Tagen deutschen Gräben. Unser Vimyrücken liegt 50 Meter höher als die Ebene von Lens, durch die wir gestern marschierten, 50 Meter hinter uns läuft ein ähnlich schlechter Graben wie unserer, hinter ihm senkt sich schon die Höhe leicht nach Osten. 200 Meter weiter hinten, kurz bevor der Hügel steiler abfällt, sind ganz einfache Schützenlöcher wie im Bewegungskrieg angelegt, und dicht unter ihnen ist unser zweiter Graben. Er liegt so tief, daß er gar kein Schußfeld bietet und nur als Deckung für Reserven dienen kann. Hier gibt es sogar Unterstände. Ganz unten, am Fuß der Höhe, liegt ein Bataillon in Reserve, ganz manövermäßig im offenen Gelände und nicht als ob es jeden Augenblick von einem Feuerüberfall gepackt werden könnte. Man schaut militärische Maßnahmen eben doch mit ganz anderen Augen an, wenn man eben von der „Kriegsakademie" zu Moislains kommt.

Kaum haben die französischen Artilleristen nach unserer Berechnung den Morgenkaffee getrunken, da geht die Schießerei, die nachts ziemlich harmlos war, von neuem an. Auf unseren Graben sind sie anscheinend noch nicht ganz eingeschossen, die meisten Schüsse liegen zu kurz. Freilich, immer öfter gibt es auch Volltreffer auf den Graben und damit Unruhe bei uns. Nach jedem Schuß, der dem eigenen Platz zu nahe kommt, sausen die Betreffenden aufgestört ein paar Schritte weiter rechts oder links, um sich dort in Deckung zu bringen. Gerade suche ich einer Granate zu entwischen, die sich meinen Platz als Ruhestätte ausersehen hat, da fährt eine zweite als Blindgänger neben mir in die Grabenwand. So geht das nicht. Bei solchem Herumlaufen kann man erst recht dem Tod in den Rachen rennen. Ich bleibe jetzt liegen. Wenn mir heute eine Granate bestimmt ist, kann sie mich an jeder anderen Stelle im Graben genau so gut treffen wie hier. Also liegenbleiben und abwarten.

Solches Warten ist abscheulich. Wenn man wenigstens die Gedanken freimachen könnte. Auf jeden Schuß muß man hören, jeden Einschlag berechnen. Was heißt das — „Zufall“? Ist's der Zufall, der mir jeden Augenblick das tödliche Geschoß vor die Beine werfen kann, ist's Schicksal, ist's Fügung? Lenkt der Gott, zu dem viele der Kameraden beten, die Bahnen der Geschosse, kann sie menschliches Beten, menschliches Gelübde ablenken? Kann es überhaupt einen solchen Gott geben, der nichts anderes will als den Tod und die Vernichtung seiner Kreatur? Ist's eine widergöttliche, teuflische Macht, die in solchem Schlachtensturm über uns Gewalt hat? Alle Fragen der Religion, der Philosophie werden lebendig in solcher Stunde. Nie ist der Mensch einsamer, nie hilfloser als in solcher Lage, nie empfindet er stärker, welch armseliges Nichts er ist, nie aber auch, wie stark er ist, wenn Wille und Beherrschung ihn leiten. Gibt es überhaupt eine Antwort auf dies Fragen nach dem Woher und Wohin des Menschen, nach dem Warum eines solchen Krieges? Haben die Kameraden dort die Lösung, die mit dem Rosenkranz in den Händen im Graben liegen, ihre Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen haben und sich ganz dem Schutze ihres Gottes befohlen haben? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, jetzt wäre die beste Rettung eine Tat. Nicht warten, sondern wirken.

Wie gerufen steht der Leutnant vor mir. Es ist derselbe, der unsere ersten Schanzübungen so unglücklich geleitet hat. Auch sonst hat er kein Glück in der Kompanie. Seine scharfe und doch dabei kühle Art spricht unsere Bayern nicht an. Wenn er ungeduldig wird, flucht er: Himmelherrgottsakrament. Das tun unsere Leute ja auch. Aber ihm als Offizier nimmt man's übel. Heute aber, alle Achtung. Während wir alle mehr oder weniger bedrückt im Graben herumliegen, geht er da aufrecht herum. „Wollen Sie dem Kompanieführer eine Meldung überbringen?“ fragt er mich. „Ja, gern, Herr Leutnant.“ Ich bin ja froh, etwas tun zu dürfen. Er gibt mir die Meldekarte. Der Kompanieführer liegt am anderen Ende der Kompanie in dem einzigen halbfertigen Stollen. Da

kann ich also sehen, wie es in der Kompanie aussieht. Schlimm sieht es aus. Der Graben ist stark zerschossen, oft muß ich über eingeschossene Stellen kriechen. Viele Blindgänger liegen herum, feiner Pulverrauch schwelt auf dem Boden. Unsere braven Leute liegen frei im Graben oder in den Fuchslöchern, manche haben sich unter eine Zeltbahn verkrochen. „Was muß ich das alles immer um mich sehen, der Tod findet mich auch unter der Zeltbahn, wenn er mich sucht", meint einer der Freunde.

Die Posten stehen, wenn auch nicht reichlich, an den Beobachtungsständen. Einer fällt mir gerade vor die Füße, ein ganz Junger. Eine Granate schlug vor ihm ein. „Du darfst schon mit dem Kopf den Granaten ausweichen, wenn du meinst, das hilft, aber die Füße müssen stehenbleiben", sage ich zu ihm. „Das mußt du lernen, dann wirst du schon noch ein Soldat." So väterlich reden wir jetzt schon mit den Jungen.

In einem kümmerlichen Stolleneingang sitzen drei Verwundete beieinander, sie machen betrübte Gesichter und warten auf eine Feuerpause, um zurück zu können. „Da sitzt ja ein feiner Tarock (Kartenspiel) beisammen", meine ich im Vorbeigehen. „Tu dich nicht versündigen," meint der eine, ein älterer ruhiger Bauer, „bei dem Feuer nimmt man keine Karten in die Hand. Da könnt' einen ja der Teufel gleich vom Spiel weg mitnehmen." Ich eile weiter. „Wo gehst denn hin, Dokter, bei dem Feuer?" — „Meldung zum Kompanieführer." — „Schau, daß du gut — —" da heult's heran, Schlag, Krach, Feuer, Rauch — Volltreffer in nächster Nähe. Flach ausgestreckt liege ich im Graben, Erde und Steine prasseln auf mich, Splitter fliegen mit scharfem Sausen durch die Luft, schwefliger Qualm sticht in die Nase. Getroffen? Ich habe nichts gespürt. Ich springe auf die Füße. Alles ist noch heil beisammen. Und die Kameraden? Wo sie eben noch aus ihrem Loch herausschauten, ist ein wüster Trümmerhaufen. Die Leute selbst? Verschüttet! Da wühlt sich einer heraus, spuckend und keuchend, einer von den ganz Alten, die sich immer zu helfen wissen. „Die zwei anderen stecken noch drin, zwei Junge vom Ersatz, die haben gemeint,

da ist's sicherer." Dabei arbeitet er schon mit beiden Händen los. Rasch knie ich neben ihm und helfe. Den Kopf des einen haben wir gleich. Er atmet, also keine Lebensgefahr. Der soll warten, bis wir den andern haben, sonst erstickt uns der unterdessen.

Wir wühlen mit hastigen Händen in die Tiefe. Da, Widerstand, ein Stiefel. Also muß der Kopf noch weiter hinten sein. Jetzt wird's aber höchste Zeit. Der Alte hat inzwischen sein Schanzzeug vom Leibriemen losgeschnallt, und er gräbt damit in der Richtung des Kopfes weiter. Völlig verschüttet ist er. Wie lange kann's der Mensch ohne Luft aushalten? Wie lange graben wir schon? Blitzschnell eilen die Gedanken. „Weißt du, wo der Sanitäter ist? Den brauchen wir gleich für die künstliche Atmung." „Ich hol' ihn", sagt der Alte, indes ich weiterwühle. Da, endlich der Helm und darunter der Kopf. Bleich, blaue Lippen, von Atmung keine Spur. Kommen wir zu spät, ist alles vergebens? Ich lege gerade die Arme frei, da kommt der Sanitäter angerannt. Kaum hat ihn der zuerst Befreite erblickt, ruft er schon: „Sanitäter, helf mir, o, o, mein Bein ist ab, ich spür's genau, helf mir, rasch", er stöhnt und schreit furchtbar. „Gleich kommst du dran, aber erst müssen wir schauen, ob dem da nicht noch zu helfen ist." Wir ziehen ihn völlig aus dem Schutt heraus, und sachkundig beginnt der Sanitäter die Armbewegungen. Der Haug-Sepp, der Alte, hilft ihm. Ich untersuche derweil den anderen. Brust und Unterkörper stecken noch unter einem mächtigen Erdklotz, der gerade hier heruntergebrochen ist. Mit dem Spaten läßt er sich zerkleinern und wegräumen. Das Gejammer wird geringer. „Also welches Bein ist ab?" frage ich ihn, äußerlich sind sie noch dran. „Ziehe mal die Knie an!" Das geht ja, wenn er auch etwas dabei jammert. „Das Knie tut furchtbar weh." „Na, also das Bein ist noch dran. Da kannst du vielleicht selbst zum Verbandplatz gehen. Steh mal auf!" Etwas mühsam rappelt er sich hoch. „Also schau, gut ist's gangen, nix is g'schehen. Da siehst, was das Wort Verbandplatz für ein Zauberwort ist. Vielleicht brauchst gar nicht mehr hin. Und was macht

der andere?" „Nix macht er", sagt der Sanitäter, der furchtbar schwitzend immer wieder die leblosen Arme auf und nieder führt. „Aber das beweist nix, der Stabsarzt sagt, daß man vor einer halben Stund' die Hoffnung nicht aufgeben darf. Schau mal, daß du eine Ablösung für mich findst, ich kann bald nimmer." Da fällt mir ein, daß ich ja eine Meldung an den Kompanieführer habe, auf die er wohl schon lange wartet. „Ja," sag' ich, „ich werde schon einen finden, der froh ist, wenn er einmal arbeiten darf."

Der ist auch nach ein paar Schritten gefunden, den Weg zum Kompanieführer lege ich beschleunigt zurück. Ich habe von diesem Abenteuer genug. Beim Hansl (so nennen sie den Kompanieführer) ist's ganz gemütlich. Er hat einen richtigen Stollen und eine ganze Gruppe bei sich aufgenommen. Ich gebe meine Meldung ab und bin froh, daß er mich länger ausfragt und ich so hier in Sicherheit und Ruhe einmal ausschnaufen kann. Sollte der Hansl nicht auch einmal herauskommen und durch seinen Kompanieabschnitt gehen? Einen guten Eindruck würde er sicher machen. Gerade in solcher Verlassenheit richtet es auf, wenn einer kommt, dem man anmerkt, daß er sich nicht fürchtet. Der Oberleutnant denkt wohl ähnliches. „Ich geh' mit Ihnen zurück, ich möchte mich doch selbst überzeugen, wie es im Kompanieabschnitt zugeht."

Nach einer halben Stunde gehen wir zurück, die Dämmerung naht, das Feuer hat nachgelassen. Wir kommen unbehelligt bis zu dem verschütteten Stollenloch. Die Gruppe kniet noch immer da. „Wie steht's?" „Er schnauft wieder, aber er ist noch bewußtlos, ich glaub' aber schon, daß wir ihn durchbringen." „Und der andere?" „Prellung von Knie und Schienbein, der kriegt heut' abend einen Pinsel voll Jod, dann ist er wieder k. v." (kriegsverwendungsfähig). „Also ich gratuliere, Sanitäter, du wirst doch noch einmal Stabsarzt bei uns." An meinem vormaligen Lagerplatz sieht's auch bös aus. Mein Sturmgepäck ist verschüttet, der Graben ist noch weiter eingestürzt. Was wäre mir selbst wohl zugestoßen, wenn ich hier geblieben wäre?

Die Nacht brachten wir wie die erste mit Schanzen zu. Das Störungsfeuer war viel lebhafter als in der Nacht vorher, wir sollten nach dem Willen der Franzosen die halb zertrommelten Gräben gar nicht erst wieder instand setzen können. An Schlafen war nicht zu denken. Zu essen gab's auch nicht viel, da die Essenholer in einen Feuerüberfall geraten waren, bei dem einige verwundet worden waren. Sie brachten daher nur einen Teil der Kochgeschirre, obendrein nur schlecht gefüllt, zurück. Da war es kein Wunder, daß findige Köpfe einen rettenden Gedanken hatten. Wenn Mäntel und Leibriemen und alles mögliche andere verschüttet wird, warum sollen dann nicht auch Brotbeutel mit dem eisernen Bestand verschüttet werden, warum nicht schließlich sogar der eiserne Bestand allein? So mehrten sich die Meldungen beim Zugführer, daß schon wieder einem ausgerechnet seine Fleischbüchse verschüttet worden sei. Draußen vor dem Graben aber mehrten sich die leeren Büchsen, die dort des Verschüttetwerdens harrten. — Sehr erleichtert waren wir, als wir am anderen Morgen von einem anderen Zug der Kompanie abgelöst wurden und in den Unterständen am Hang ein paar Stunden schlafen konnten. Freilich um 10 Uhr war schon wieder alles wach. Auf dem vorhin verlassenen Graben lag schweres Trommelfeuer. Gestern war's schon scheußlich, heute sind die Franzosen aber sicher noch ganz anders eingeschossen. Wir können uns vorstellen, wie es heute da vorn zugehen muß.

Die Stellung vorn können wir nicht sehen, wir hören nur das Trommeln des feindlichen Feuers, und bald schon kommen die ersten Verwundeten zurück zum Sanitätsunterstand in unserer Nähe. Es sind nur solche, die sich selbst bewegen können, denn tragen kann man niemand durch die fast ganz eingeebneten Laufgräben. Da kommt einer, dem sie drei Verbandpäckchen auf Mund und Nase gepackt haben, daß er kaum atmen kann. Ein anderer ist hemdärmelig, der eine Arm, der furchtbar blutet, hängt schlaff herab; einem dritten ist die Hand zerfetzt, alle fragen sie nach dem Arzt, und alle verschwinden sie in der Bretterbude, die ungeschützt auf freiem Feld

liegt und als Verbandplatz dient. Der Arzt sollte eigentlich in einem tiefen Stollen hausen, aber er hat das abgelehnt. Er braucht Licht, Luft und Raum. Wer versorgt ist, kann unten im Stollen ausruhen und auf den Abtransport warten. Freilich, ein solcher Verbandplatz ist nicht einmal splittersicher, und an Gefahren darf der Arzt auch nicht denken. Er hat heute auch keine Zeit dazu. Der Franzose scheint seine Kraft auf die vorderste Stellung zusammenzufassen, sie soll sturmreif geschossen werden. So bleiben wir in unserer Reservestellung ziemlich unbehelligt.

Da kommt der Stigloher, einer von denen, die seit dem Ausmarsch mitmarschierten, und der mir einer der liebsten von den Alten ist. Immer frisch und heiter, zu jedem Patrouillenunternehmen zu haben und auch da nicht mißmutig, wo seine nächsten Kameraden nichts Besseres wissen als ungehemmtes Schimpfen. „Na, Stigloher, was ist's mit dir? Wo hat's denn dich erwischt? Hast auch einen Streifschuß?" „Naa, mei Liaber, dös is koa Streifschuß net, dös is a ganz a schöner Durchschuß, der g'langt für die Heimat. Gefreiter Stigloher marschbereit fürs Heimatlazarett." „Dann gratulier' ich, aber schad' ist's, daß du die Franzosen heut' abend nicht siehst, wenn sie Mut zum Angriff bekommen haben. Da werden s' dich da vorn vermissen." „Ja, mei liaber Dokter, dös is freili fad, aber woaßt, wenn ma 15 Monat mitg'laufen is, dann g'freut ein' so ein Heimatschüsserl schon. Also pfüat di Gott, auf Wiederschauen!" Einer der Fernsprecher kommt von vorn. „Wo ist das Bataillon? Unser Draht ist so zerschossen und verschüttet, den kann man nicht mehr flicken. Wir müssen jetzt selber die Meldungen bringen." „Wie ist's denn vorn?" „Windig, vom Graben sieht man nicht mehr viel, der Kompanieführerstollen ist noch gut beinander, von der Kompanie hab' ich nicht viel gesehn, weil ich gleich hinterg'saust bin. Aber Tote gibt's etliche und Verwundete eine ganze Masse. Die liegen beim Hansl im Stollen, bis man sie holen kann. I bin ganz froh, daß ich aus dem Gejammer und aus dem Gestank einmal heraus bin."

Stundenlang geht das so weiter, die Nachrichten werden immer bedrohlicher, die Verwundeten immer mehr. Längst sind wir alle alarmbereit, mit dem Gewehr im Arm sitzen wir auf den Treppen der Stollen und warten, warten. „Wenn er bloß endlich käm', der Schlawiner, der elende. Aber er traut sich halt nicht. Solang er meint, daß sich bei uns noch was rührt, bleibt er drüben in seinen Löchern", meint einer. „Das ist überhaupt kein Krieg mehr, das ist ein Massenmord. Da kommt's bloß noch drauf an, wer die meiste Munition hat und 's meiste Geld. Da haben wir immer gemeint, im Krieg zeigt sich's, wer mehr Schneid hat und mehr Kraft. Zu was haben wir nachher all das Zeug gelernt, schießen und fechten und schwärmen und aufs Kommando vom Führer achten? 's ist ja alles für die Katz'. Aber wer weiß, vielleicht können wir hier heut' noch zeigen, daß wir nicht bloß grad so lang leben wie die Franzmänner, sondern auch besser schießen und zuhauen können."

Da — aufgeregtes eiliges Gelaufe und Geschrei im Graben draußen. Was ist los, kommen die Franzosen? Alles kriecht aus den Stollen. Draußen sind zwei Mann vom ersten Zug, atemlos, blutend, schweißüberströmt. „Was gibt's denn?" „Alles ist hin vorn, der ganze Zug ist aufgerieben. Der junge Leutnant ist tot, der Huber Hans und der Mayer Karl und der schwarze Altinger und noch viele, die verschüttet sind, und der Kompanieführer ist auch verschüttet, der ganze Stollen ist zusammengeschossen." „Und was wollen Sie hier," fragt unser Zugführer, „hat Sie jemand geschickt? Warum laufen Sie weg, wenn's dort schlimm zugeht?" „Wir wollen zum Arzt, es sind auch so viele Schwerverwundete da, bei denen er helfen könnte. Und dem Hastreiter hat's den Kopf weggerissen und in einen Jungen ist ein Volltreffer gefahren, von dem ist bereits gar nichts mehr übrig." Der „junge Leutnant" war einer von denen, die als Offizierssöhne und Fahnenjunker rasch befördert wurden. Er hat, wie fast alle seine Kameraden, bewiesen, daß sie es verdienten. Schneidige Patrouillengänger, unerschrockene Führer, wissen sie als Offiziere zu leben und zu sterben.

Der Leutnant überlegt kurz. Dann fragt er, wer meldet sich freiwillig, da vorn nachzusehen, vor allem um dem Herrn Oberleutnant zu helfen? Vier Hände fahren hoch wie auf Befehl. Wir vier Freiwilligen, das ist etwas für uns. „Wir, Herr Leutnant!" „Gut, nehmen Sie Schanzzeug mit, und suchen Sie unter Benutzung der Reste des Laufgrabens vorzukommen. Mindestens einer muß aber so bald als irgend möglich mir melden, was los ist. Vorher kann ich nicht hier weg." Ich bin schon bessere Wege gegangen. Bald geht's hinunter in einen tiefen Trichter, bald hinauf auf eine Höhe, die die zusammenstürzende Erde aufgetürmt hat. Bald muß man kriechen, um drüben nicht gesehen zu werden, dann kann man wieder durch unversehrte Grabenstücke im Laufschritt eilen. Immerhin, von hinten hatte sich das Feuer viel schlimmer angehört. Schade, ich hatte mir das Heldenstück größer vorgestellt. Da ist der Kompanieführerunterstand. Ein großer Haufen Erde liegt vor dem Eingang, die Stollenrahmen sind aber unversehrt. „Ist der Herr Oberleutnant unten? Hier Patrouille vom Unterstützungszug." „Jawohl, da bin ich. Ich komme hinauf, hier ist kein Platz." Also der lebt jedenfalls. „Wir wollten Herrn Oberleutnant aus dem verschütteten Unterstand ausgraben und sollen dem Herrn Zugführer melden, wie es vorn steht." „Da danke ich Ihnen für die gute Absicht. Sie sehen, daß man Latrinengerüchten nie trauen darf. Sagen Sie hinten, wir haben erhebliche Verluste, aber die Leute halten brav aus. Höchste Alarmbereitschaft für den Fall eines Angriffes. Ich glaube freilich, daß sie heute noch nicht kommen, das Feuer hat fast aufgehört, und drüben ist alles ruhig. Ich lasse bitten, die Verwundeten abzuholen. Kommen Sie gut zurück. Ich danke Ihnen." Schon auf dem Rückweg begegnen wir der 4. Kompanie, die die Reste der unsern ablösen soll. Es ist dämmerig geworden und ruhiger. Man kann jetzt ganz gut zurück.

Die Nacht zum 11. Oktober verging mit dem Abtransport der 40 Verwundeten und der 18 Toten der Kompanie. Einer neben dem andern liegen sie da, in Reih und Glied, wie sie im Leben nebeneinandergestanden.

Freilich, es sind nur 14, von vieren konnte man nur einzelne Glieder finden und mußte sie dort vorne bestatten. Von den übrigen wollen wir morgen Abschied nehmen, sie sollen hier am Steilhang ein geschütztes Soldatengrab finden. Wohl jeder von der Kompanie ist in dieser Nacht an der unheimlichen dunklen Reihe der stillen Männer vorbeigegangen. Gesprochen wurde nicht viel, hier und da ein Wort über die Angehörigen, soweit man sie kennt. Was soll man auch viel reden! Wer weiß — morgen — auch ich? Nicht davon reden, von dem Gedanken kommt man ohnehin nicht los. Wie der Tod die Menschen verändert. Im grauenden Morgen liegen sie da, bleich, kalt, leblos, unkörperlich. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht schlafen, sie sind so seelenlos, unwirklich. Man versteht es kaum, daß sie heute morgen noch lebten wie wir. Die toten Leiber werden wir morgen begraben, die lieben Kameraden aber sollen unvergessen in uns weiterleben.

Kaum war es hell geworden nach dieser dritten Nacht unruhevoller Arbeit und heftiger Spannung, da setzte das französische Artilleriefeuer mit erneuter Wucht ein. Heute muß der Angriff kommen. Nicht nur die erste Stellung, auch unser Graben von gestern und der ganze Hang liegt im Feuer. Wo bleiben? Die Unterstände sind dicht belegt von denen, die gestern das Schlimmste aushalten mußten und heute Besseres verdient haben. Da ist kein Platz mehr. Ah, da im Wald steht ja noch eine Villa, in der's Platz geben könnte. Eine Hütte aus dünnen Brettern mit einem löchrigen Wellblechdach. Zwanzig Mann liegen da beisammen. Bei einem Volltreffer sind sie alle miteinander verloren. Aber man liegt wenigstens nicht im Freien und muß nicht alles mitansehen. Da lagen wir, Böttcher und Groh neben mir, und zählten die Einschläge, 50 in der Minute, wenn wir recht gezählt haben. Da lauschten wir den Abschüssen und dem Heranbrausen der Granaten, da berechneten wir bei jedem Schuß in unsere Nähe den Einschlag, da warteten wir, wer eher komme, der Tod oder der französische Angriff. Immer von neuem werden die Nerven angespannt wie die

Saiten eines Streichinstrumentes, immer von neuem entspannen sie sich, wenn die augenblickliche Gefahr wieder überstanden ist. Das Artilleriefeuer steigert sich vom heftigen Gewitter zum rasenden Sturm, zum unheimlichen Orkan. Wir liegen mitten drin im Pfeifen und Sausen, dem Heulen und Brausen der Granaten, dem ohrenzerreißenden Krachen und Dröhnen der Einschläge, dem Prasseln von Erde, Steinen, Ästen und Eisentrümmern auf unserem Blechdach. Wer einmal vor die Tür schauen muß, weil's gar nicht mehr anders geht, der kommt noch verstörter zurück und berichtet von den riesigen Trichtern, den gestürzten Bäumen, von der Entfesselung des entsetzlichen Grauens.

Gesprochen wird fast nicht, jeder hängt seinen dummen Gedanken nach. Wenn sie nur einmal kämen, wir wollten schon Rache nehmen für diese Tage! Böttcher liegt neben mir und liest ruhig in seinem schwarzen Büchlein. „Was liest du denn heut', wieder Johannesevangelium? Hältst du dich für den Jünger, den der Herr lieb hatte?" — „Kannst du denn den Spott nicht lassen? Mir ist's heut' nicht zum Streiten. Nein, den Johannes lese ich heute nicht. Die Psalmen sind's, die geben Kraft, die können auch dir etwas sagen: Da lies! 91. Psalm." Ich lese: „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe." Hoffen? Hoffen und Harren? Ist euer Gott nicht mehr als eine Hoffnung? Meine Blicke irren ab auf die andere Seite. Ich lese: „Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom. Sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und des Abends abgehauen wird und verdorret. — Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." „Da der 90. Psalm, paßt der nicht besser für uns?" — „Freilich," sagt Böttcher, „ist das ein Psalm für uns, aber nicht der allein. Da bemängelst du, daß die Psalmen von den alten Juden gemacht seien. Gerade den 90. Psalm, der den zornigen und die Sünden der Menschen rächenden

Gott schildert, könnte man als jüdisch empfinden. Aber die christliche Verheißung, Glauben, Zuversicht und Vertrauen, die stehen im 91. Psalm. Beide sind sie für uns geschrieben, sie gehören zusammen. Auch der 91. wird dir noch aufgehen. Dann denk an mich, an mir hat sich dann der 90. Psalm schon erfüllt."

Ein furchtbarer Krach, Feuerschein, ein Hagel von Splittern aller Art, Geschrei und Stöhnen — dicht neben unserer Bude hat's eingeschlagen, durch Dach und Wände sind die Splitter eingedrungen. Gleichzeitig verstummt die Artillerie, durch den Wirrwarr der aufgeregt durcheinanderlaufenden und schreienden Menschen hören wir deutlich Infanterie- und Maschinengewehrfeuer von der vorderen Stellung. „Sie kommen." Was ist so feucht an meinem Kopf? Ich wische es ab. Blut. Schlimm kann's nicht sein.

Also raus. Die Leute stehen unentschlossen da. Wozu war ich denn vier Wochen im Führerkurs? Frech und zuversichtlich kommandiere ich: „Zur Besetzung der Stellung vor uns — schwärmen." Das ist's, was die Leute wollen. Einer muß die Verantwortung übernehmen und befehlen, dann folgen sie ihm selbst durchs Sperrfeuer. Da draußen sieht's schauerlich aus. Die 100 Meter offenes Gelände zwischen uns und der Stellung liegen unter dichtem Sperrfeuer, scharf pfeifen dazu Infanterieschüsse über uns weg. Aber wir denken gar nicht daran. Nur einmal vor, durch, durch das Sperrgebiet und Anschluß an die übrige Kompanie gewinnen. Ohne Verlust erreichen wir die Schützenlöcher hinten am Hang. Dort führt der Hansl den Befehl. Einstweilen bleiben wir liegen und warten auf die Meldung des vorgeschobenen Beobachtungspostens. Wir haben zunächst nichts zu tun.

Prachtvoll aber ist das Bild, das sich hinter uns auftut. Die ganze weite Ebene ist in Rauch und Flammen gehüllt. Besonders unten längs der großen Straße sieht man unsere Batterien frei auffahren und Vernichtungsfeuer auf die Angriffskolonnen abgeben. Die Geschütze liegen selbst in schwerstem Feuer, überall fliegt die Erde hoch auf, dichte Rauchwolken ziehen ab, Flieger surren über uns und suchen etwas zu erspähen. Aus dem Wald

am Fuß des Berges rückt das Reservebataillon im Laufschritt an. Das Sperrfeuer zwingt sie zur raschen Entwicklung. Ein prachtvolles militärisches Bild. Jedes Angstgefühl ist vorbei, alles brennt in Kampferwartung. Sie sollen es hier nur wagen, wir sind bereit. Ein Melder kommt von vorn. Die Franzosen liegen vor unserer Stellung fest. Unser Sperrfeuer hat ihren Angriff zerschlagen. „Sprung — auf, marsch, marsch!“ schreit der Hansl, und in schneidigem Sturm geht es vor zur ersten Linie. Quer über das zerwühlte Gelände, ohne Deckung, ohne überhaupt an Deckung zu denken. Nur vorwärts.

„Da packt die andern kalter Graus, sie fliehen in alle Welt hinaus.“ Der Rest der französischen Kolonne erhebt sich, Sprung auf, marsch, marsch! — nach rückwärts. Schon wollen wir zur Verfolgung nach, da kommt Befehl vom Bataillon: alles dableiben. Wir sind zur Verfolgung zu schwach. So eine Gemeinheit. Wir waren gerade so schön im Zug, sicher hätten wir in der allgemeinen Verwirrung drüben im Gegenstoß die kürzlich verlorenen Gräben wieder nehmen können. So müssen wir uns mit einem Abwehrsieg begnügen. Wir sollen hier bleiben, bis wir nachts abgelöst werden. Jetzt habe ich Zeit, auch einmal mich betrachten zu lassen. „Du schaust sauber aus“, meint der Sanitätsunteroffizier. „Aber fürs Lazarett langt's nicht. Es sind ein paar kräftige Hautschrammen, die so geblutet haben. Kommst morgen früh zum Waschen und Verbinden.“

Die Franzosen haben keinen Angriff mehr gewagt. Vier Wochen lang haben wir die Stellung gehalten und so ausgebaut, wie wir es von daheim, d. h. von Peronne her gewöhnt sind. Zweimal war ich in dieser Zeit in der Ortskrankenstube, denn der kleine Splitter, der in einem Gesichtsknochen steckt, hat zu eitern begonnen. Er macht Fieber und Unbehagen. Das ist auch kein Unglück, denn vorn in der Stellung geht's sehr stramm zu. Da darf man froh sein, wenn man zwischendurch ein paar Tage zum besonderen Ausruhen kommt.

Weihnachten 1915. Was so ein Splitterchen für Wirkungen haben kann. Von Mitte November an lag ich

drei Wochen in einem Kriegslazarett weit hinter der Front. Statt zu heilen, entwickelte sich die kleine Verletzung aber doch zu einem Heimatschüsserl, und seit 14 Tagen bin ich im Elternhaus. Es ist schön und beglückend, zu Hause und geborgen zu sein, und doch, gerade heute ziehen die Gedanken immer wieder hinaus zu den Kameraden, zu der neuen Gemeinschaft, die mir dieses Jahr geschenkt hat. Das Band, das hier geknüpft wurde, kann nicht einmal der Tod zerreißen — bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!

*

5. Die Hölle von Verdun[1].

Langsam graut der Tag. Ein kalter farbloser Morgen kommt heran mit Sprühregen und dicken Nebelschleiern über der Ebene, die dem Feinde die Augen zubinden. Nur kurze Zeit war das Feuer unserer Artillerie unterbrochen, von frühester Stunde an durchsurrt die Luft wieder aufs neue eine ununterbrochene Folge von Geschossen. Die Mannschaften schwingen im dämmernden Licht das Beil und schlagen durch das dichte Unterholz des Waldes breite Wege, auf denen die Kolonnen den Sturm antreten sollen, aus dem Walddickicht heraus, das bisher unsere rückwärtige Stellung so sorgsam verbarg. Auch diese Arbeit ist bald getan, noch einmal gibt es zur Aufmunterung Kaffee. Dann werden die langen Patronengurte den Leuten als Reservemunition um den Hals gehängt, ein seltsames Halsband, das nach Mord und Tod schreit. Sturmgepäck wird zurechtgemacht, alle schwere Belastung bleibt zurück. Dann kommt die Meldung: „Es ist alles fertig." Die Mannschaften liegen im Walde verborgen, kein lauter Ruf, kein sichtbares Zeichen verrät dem Gegner, was hier vorgeht. Ich gehe in die vorderste Linie und schaue an, was das Unsrige werden soll. Nach rechts dehnt sich die weite, weite Ebene, die sich bis zur berühmten Höhe von Combres hinaufwindet, heute aber

[1] Örtlichkeit der Schlacht: südöstlich von Verdun. Zeit: Februar 1916.

sich im Nebel bald dem Blick entzieht. Geradeaus erhebt sich ein knorriger, sperriger Wald vor mir. Etwa 120 m entfernt, am weißen Kalkaufwurf kenntlich, starrt der französische Schützengraben durch die Bäume. Noch immer droht ein dichtes Drahtgewirr vor der feindlichen Linie und sperrt den Zugang. Wie da hindurchkommen? Teils war es allerdings in letzter Nacht durch schneidige Pionierpatrouillen mit großen Drahtscheren zerschnitten, aber das Hindernis war immer noch stark genug, um unliebsamen Aufenthalt zu bereiten. Ein telephonischer Zuruf verminderte die Besorgnis. Die Artillerie richtet sich auf die Drahthindernisse ein und steigert die Feuergeschwindigkeit. Schuß auf Schuß wird jetzt vor die vordere Linie gesetzt. Die Minenwerfer schleudern eine Ladung nach der andern hinüber, bis sich ächzend die Drähte biegen, bis das künstlich Gebaute wie ein wirres Gestrüpp zertrümmert am Boden liegt. Wie Schuldige, die ihr Schicksal erwarten, blicken die noch immer kahlen Baumkronen in den lichtlosen Tag, und hier und da bricht krachend ein stolzes Geäst tausendfach zersplittert zu Boden. Endlich kommt der Befehl mit allen Einzelheiten. Es wird angegriffen. Von 12 Uhr bis 12 Uhr 20 rasendes Feuer unserer Artillerie. Punkt 12 Uhr 20 Herausbrechen der Sturmkolonnen. Das 2. Bataillon in vier Sturmwellen, das 3. Bataillon folgt mit einer Kompanie, eine zweite Kompanie des dritten Bataillons übernimmt die Flankendeckung. Der Rest bleibt als Reserve zur Verfügung des Regiments.

Dann folgt der Zusatz zum Brigadebefehl: „Ich erwarte daß meine Regimenter die Aufgabe erfüllen und bis zur Artilleriestellung durchstoßen."

Und dann folgte der Zusatz des Regiments: „Ich erwarte, daß heute der alte hanseatische[1] Geist eurer Väter in euch lebt. Soldaten, mit aller Kraft drauf!"

Das war der letzte moralische Appell an die Truppe. Jetzt galt's. Jetzt ward es ernst. Da zuckt es vom Scheitel bis zur Sohle. Die Uhr ist 9 Uhr 30. Also noch etwa drei

[1] Es kämpft hier das Regiment Hamburg.

Stunden. Wir stehen in Gruppen, hier und dort. Der eine frühstückt noch, der andere geht umher. Einige studieren noch einmal die Karte und reden, wie es wohl wird. Ununterbrochen singen jetzt die eisernen Grüße der Artillerie, mehr und mehr füllt sich die Luft mit ihrem seltsamen Klang. Die französische Artillerie antwortet, einige Geschosse schlagen in unserer Nähe ein, tun aber nichts.

10 Uhr.

„Wann geht's eigentlich los?" fragt einer. Irgend jemand antwortet.

„Na, dann haben wir ja noch zwei Stunden Zeit." Dabei zieht er gleichmütig die Uhr, als wolle er um die Zeit mit einem Zug abfahren.

10,30 Uhr. Mein Bataillonsführer versammelt jede Kompanie und hält eine kurze Ansprache. Wie die Leute dastehen, alte und junge, Familienväter und frische junge Burschen, so manche schon mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. So mancher, dem das Herz schlagen mußte, so mancher, dem das liebliche Bild von Heimat und Hof still vor die Augen tritt. Und das mitten in diesem kalten, liebloſen Walde. Und das alles, während die Geschütze brüllen, denn jetzt hämmern die Franzosen mit schweren Geschossen auf unsere vorderen Gräben, daß der Boden zittert.

Aber die Leute sind ganz ruhig, man merkt ihnen keine sonderliche Erregung an. Nur als von Hamburg gesprochen wird, für das wir jetzt kämpfen wollen und siegen müssen, da rieselt es wie eine Welle durch die Reihen, und manches Auge blitzt auf. Da weiß man, die Leute werden ihre Sache schon machen, auf die können wir uns fest verlassen.

11 Uhr. Die Offiziere, die mit den ersten vorstürzen, haben sich wie die Mannschaften gekleidet. Man kennt sie kaum wieder.

„Meine Herren, bitte, die Uhren stellen, die genaue Zeit ist 11 Uhr 17."

Alle Uhren werden genau gerichtet, weitere Befehle gibt es nicht. Jetzt weiß jeder, was er zu tun hat.

Der eine lacht und macht allerlei fröhliche Scherze. Andere sind stiller, einige Augen gehen weit in die Ferne, als stellten sie die Frage an das Schicksal. Aber der Nebel und die knorrigen Bäume geben keine Antwort. Steinern bleibt das Antlitz der Natur, und der Fragende hört nur pochenden Herzschlag.

11 Uhr 40. Die meisten rauchen noch Zigaretten, der eine in heftigen Zügen, der andere gleichmütig wie bei einem Ausflug. Sollte es ja auch werden. Man trennte sich. „Na, alles Gute, lieber X."

„Ja danke, gleichfalls, wir wollen's schon machen."

Einer nach dem andern geht auf seinen Platz, der eine schnell, der andere langsam, aber jeder mit dem einen Willen, seinen Platz auszufüllen, so gut es ging, bis zum letzten Atemzuge.

11 Uhr 50. Mein Bataillonsführer und ich gehen nach vorn in den ersten Graben.

In einem Unterstand ist der Fernsprecher eingebaut, gleich mit doppelter Leitung und der Möglichkeit, den Apparat beim Vorgehen mitzunehmen.

Wir sitzen in diesem Verlies mit den Telephonisten und den Gefechtsordonnanzen. Nein, wir sitzen nicht, wir liegen aneinandergequetscht in dieser Höhle, in der nur ein spärliches Kerzenlicht flackert, in der wir nur unseren eigenen Atem hören.

Plötzlich stockt auch dieser.

Braust dort nicht ein Wirbelsturm heran? Oder ist es eine Springflut, deren Wogen donnernd zerbrechen? Die Hand krampft sich an einen Menschenleib, das Ohr horcht aus dem Dunkel heraus.

Ach, es ist 12. Von 12 Uhr bis 12 Uhr 20 währte der letzte große Feuerüberfall. Alles, was an Geschützen, alles, was an Minenwerfern, alles, was an Maschinengewehren da ist, rast los. Der Boden zittert, die Erde dröhnt. Mensch, wenn du jemals das Wort Krieg sprachst, dachtest du an all dies Furchtbare? Dachtest du, daß jenes kleine Wort solch Hämmern sein könnte, Hämmern so schnell wie das Geprickel, wenn Stahlnieten bei Blohm & Voß in den Schiffsrumpf getrieben werden, nur daß

tausend Riesenambosse dort stehen, auf die unerbittlich Zentnerladungen herniederprasseln? Und auf dem Amboß wird das Wesen, Mensch genannt, zertrümmert, zermalmt, daß Blut und Knochen spritzen. Oder daß Wahnsinn ausbricht. Unaufhaltsam rollt das donnernde Eisenmeer. Es sind erst fünf Minuten. Das Licht fällt um. Niemand wagt, nach einem Streichholz zu fragen. Man hat das Gefühl, es ließe sich gar nicht anzünden. Endlich erhellt eine Taschenlampe den Raum. Auf jedem Antlitz malt sich die Gewalt des Augenblicks. Ich sitze mit der Uhr in der Hand. 12 Uhr 10. Man möchte sich die Ohren zuhalten. Jetzt kommen harte Einschläge französischer Geschosse. Es ist ein rasendes Krachen, als sollte die Welt zerbersten, als sollte der letzte Rest von Kultur, Würde und Menschentum in blinder Wut in diesen wenigen Minuten zertrümmert werden. Noch ruhen die Geschicke Tausender in der kurzen Spanne Zeit eingebettet, die der Befehl übrigläßt. Dann rast das Unheil seinen Weg. Ist es denn überhaupt denkbar, das Leben auch nur eines einzigen dem rasenden Wüten preiszugeben? Lauert nicht in irgendeiner Ecke eine Hoffnung, eine Möglichkeit, dem Furchtbaren zu entrinnen? Ruft nicht im letzten Augenblick noch eine Stimme ein „Halt"? Es kann doch gar nicht sein, das köstliche Gut des Lebens dem rasenden Orkan hinzugeben. Nein, nein, es kann nicht sein, es ist ja unmöglich. Höre doch nur. Bleihämmer hämmern ihr furchtbares Lied zu furchtbarem Leid, die Hölle ist losgelassen, Tod und Verderben grinsen da vorn. Das Bild von Klingers stampfendem Tod fliegt am Auge vorbei, dann fällt der Blick auf die Uhr. Zu Hause sitzen sie jetzt beim Frühstück, oder sie gehen spazieren. Wie kann da denn jemand spazierengehen, es geht doch gar nicht, bleibt doch stehen! Seht ihr denn nicht den Tod, der da kommt! Ach nein, sie können das ja gar nicht sehen. Sie wissen ja nichts, sie ahnen ja nichts, die Gedanken fliegen weiter, wild in die Welt umher. Mit Blitzesschnelle huschen tausend wirbelnde Bilder vorüber. Unerträgliche Hitze lastet jetzt im Raum, die Tür öffnet sich kaum vor Menschen, die im Gang stehen. Alle

an die Wand gedrückt, um den Granatsplittern zu entgehen. Und alle Gedanken klammern sich jetzt wieder an den Zeiger der Uhr, der so unerbittlich aufrückt, der nichts von Stimmung und Gefühl kennt, der nichts weiß von Hoffnung und Leid, das da vorn unser wartet. Und alle Gedanken, die in der Welt umherirrten, kehren zurück zu dem Bewußtsein, daß das Leben uns jetzt noch 6, jetzt noch 5, jetzt noch 4 Minuten Frist gelassen hat. „Morituri te salutant, Caesar“[1], riefen einst die Gladiatoren, die Todgeweihten.

Unaufhaltsam brüllt die donnernde Wut. Aber kein Gedanke wendet sich mehr zu Unmöglichem. Die zwingende Notwendigkeit der wenigen Minuten rieselt wie ein Strom durch die Leiber der Tausend, es spannen sich die Muskeln, es recken sich die Gestalten. Das Gewesene versinkt lautlos, das Kommende preßt die Faust ans Gewehr und die Glieder sprungbereit auf den Boden. Die Augen warten auf das Zeichen des Führers. Und tausend Wipfel wiegen sich, als wollten sie die große Stunde eines Volkes noch schützend den fremden Blicken entziehen. 12 Uhr 19. Noch eine Minute. Deutsches Reich, Tausende deiner Söhne warten des Winkes, dir zu dienen. Hamburg, könntest du deine Jungen sehen! Wie wärest du stolz. Mit gespanntem Blick, mit geschwungener Faust warten jetzt Tausende mit dem einen Willen, mit dem Willen zum Sieg. Es muß ja gelingen, es kann ja nicht anders sein. Wer wagt es, uns zu trotzen, wer will uns hindern? Furchtbares Krachen der in diesem Augenblick einschlagenden französischen Granaten. Sie schrecken nicht mehr, wie ein Rausch überläuft es die Braven: Wir zwingen sie, wir zwingen sie, wir zwingen sie.

12 Uhr 20. Ein Wink, ein Pfiff. Es klettert, es läuft, es springt, es rennt, die starren Gräben werden an allen Ecken lebendig. Die erste Welle. „Feste, Kerls, los! Vorwärts, dahinten!“ Lachend springen einige Führer davon, wie eine wilde Jagd rast die zweite, die dritte Welle dahin.

[1] Die Todgeweihten grüßen dich, Cäsar!

„Nun aber drauf!"

Nach rechts läuft die 9. Kompanie in Gruppenkolonnen heraus. Vereinzelt fällt ein Infanterieschuß. Die letzte Welle geht vor, aha, die elfte.

„Feste, Kerls!" rufe ich einigen zu. Sie lachen, sie kennen mich ja genau, einige drohen mit der Faust nach vorn. Und nach rechts, nach links, zur Mitte mit geschwungenem Bajonett brechen sie vor. Donnerwetter, famos! Na, die werden's schon machen!

Alles ist in wenigen Minuten vorüber.

Der Fernsprecher ruft: „Ja, die letzte Welle ist eben heraus", melde ich dem Regiment.

„Die Franzosen kommen", gellt eine Stimme mir in die Höhle.

„Raus, Kerls!" schrei' ich. Wir stürzen aus der Tiefe ans Licht.

„Wo sind sie?"

Die Gewehre fliegen vor.

„Halt, nicht schießen." Wie gehetztes Wild setzt eine Gruppe von vier oder fünf Mann durch das Waldgestrüpp mit hocherhobenen Händen. Das sind Franzosen. „Nicht schießen, die wollen sich ja ergeben", rufe ich noch einmal. Es haben nicht alle gehört, Schüsse fallen. Einer der Flüchtenden springt hoch auf, fällt durch den Kopf getroffen. Die andern kommen bei unserm Graben an, auch von links einige Mann. Alle rufen in wildem Durcheinander:

„O, pardon, pardon, monsieur[1]!"

So liebe ich meine Feinde.

„Rin in die Kiste, quatscht nicht."

Irgendeiner führt sie schon ab. Alle vom Regiment 67. Ich melde dem Regiment, die ersten Gräben sind überrannt, Gefangene befinden sich in unseren Gräben."

„Gut, bitte genau weiter beobachten."

Wir schauen jetzt gespannt hinaus. Man kann nicht weit sehen, wir hören Trommelwirbel, vereinzeltes Hurrarufen, dann Maschinengewehrfeuer, auch rechts fallen Schüsse. „Donnerwetter, was ist da los, sehen Sie was?"

[1] O, Verzeihung, Verzeihung, mein Herr!

„Nein, nichts zu sehen", antwortet einer.

Die Fernsprechleitung nach vorn ist längst zerschossen, keine Nachricht, keine Meldung kommt. Was geht da vor? Einige Leichtverwundete kommen zurück, wankend, mit stumpfem Blick. Sie wissen nichts von vorn. Die Ungewißheit wird unerträglich. Sind die Unsrigen zersprengt, geschlagen, niedergemäht? Brechen sie vielleicht aus dem dichten Unterholz heraus? Als Geschlagene? Kommen sie zurück, weil es unmöglich ist, durchzukommen?

Links knattert jetzt ein französisches Maschinengewehr, jetzt noch eins. Donnerwetter, das ist ernst.

„Noch keine Meldung da?" fragt das Regiment.

Ich verneine.

„Es muß festgestellt werden, wie es vorn aussieht", kommt der Befehl.

Ich schicke zwei Gefechtsordonnanzen hinaus. Eine nach rechts, eine zur Mitte. Wie die Indianer winden sie sich durch die Büsche.

Das feindliche Granatfeuer wird heftiger. Ein eiliger Bote kommt von links. „Dringend Verstärkung nötig nach links an die Tranchee" (Laufgraben), meldet er.

„Wer schickt Sie?"

„Hauptmann v. Z."

„Wie sieht es da aus?"

„Wir haben furchtbares Maschinengewehrfeuer von links."

„Verluste?"

„Ja, viele."

Mein Bataillonsführer meint, wir können keine Verstärkung schicken. Unsere beiden letzten Kompanien stehen zur Verfügung des Regiments.

„Verbindung mit dem Regiment."

Der Telephonist gibt das Anrufzeichen. Ein, zwei, dreimal.

„Leitung zerschossen", meldet er.

„Was tun?"

„Es ist dringend", wiederholt der Bote, ein alter Landwehrmann.

Befehl und Notlage.

„Herr Major, wir müssen helfen," meine ich, „das Regiment wird es nachher gutheißen."

Wir überlegen einen Augenblick.

„Melden Sie Hauptmann v. Z., eine Kompanie wird sofort eingesetzt." Der alte Landwehrmann läuft frohlockend davon. Famoser Kerl.

„Gefechtsordonnanz!"

„Hier!"

„Die 12. Kompanie schiebt sich sofort ein, Anschluß links, hart an der Tranchee."

Nach einigen Minuten geht die Kompanie vor. Wie die Kerls laufen!

Na, nun wird's wohl gehen. Kaum sind sie aus unserm Graben, knattert feindliches Gewehrfeuer, hier und da fällt einer, da wieder.

„Donnerwetter, die schießen ja aus dem ersten Graben."

Salven werden jetzt abgefeuert von drüben. Leute stürzen, alles läuft weit auseinander. Da stockt es.

„Feste, Kerls, feste!" ruft ein junger Leutnant, da ist er auch schon tot.

Der nächste Zug schiebt nach.

Jetzt kommt's wieder in Fluß. Jetzt sind sie beim ersten Graben. Jetzt krachen unsere Handgranaten.

„Meldung vom Regiment, Herr Leutnant möge sofort an das zweite Telephon kommen." Eine Ordonnanz sagt es keuchend. Ich melde mich bei meinem Major ab, verspreche, sofort zurückzukommen.

„Ja, ist gut, ich bleibe hier, bis Sie zurück sind."

Ich winde mich durch die jetzt ganz verlassenen Gräben. Granaten schlagen in meiner Nähe ein, der Weg steht immer unter Feuer. Zerrissene Telephonleitungen wickeln sich um die Füße, zerschossene, eingestürzte Grabenwände versperren den Weg. Und immer kracht es rechts, links, vor mir, hinter mir. Endlich bin ich beim Fernsprecher.

„Ja, bitte!"

„Hier Unteroffizier R., ich bin beim Telephon der 10. Kompanie."

„Ja, ich kann Sie gar nicht gebrauchen, ich muß . . ."

„Nein, Herr Leutnant, Herr Leutnant."

„Na, was denn?"

„Herr Major ist eben gefallen."

„Das ist ja gar nicht möglich, ich habe eben mit ihm gesprochen", rufe ich. „Herr Major ist zwei Minuten später, als Herr Leutnant wegging, gefallen. Herzschuß, mitten durchs Eiserne Kreuz erster Klasse." Ich fasse mich an den Kopf. Das ist doch ganz undenkbar. Wie ich nachher feststellte, ist mein Major, als ich fort war, einige Schritte weiter links, um besser sehen zu können, aus dem Graben gestiegen. Das muß ein Franzose, der noch im ersten französischen Graben steckte, bemerkt haben. Das hohe Ehrenzeichen an der linken Brust war sein Ziel, mittenhindurch getroffen sank mein Führer dahin. Soldatentod.

„Sind Sie endlich da?" sagt das Regiment.

Zum Besinnen ist gar keine Zeit. Ich melde den Tod des Bataillonsführers, ich melde, daß die 12. Kompanie eingesetzt ist aus den und den Gründen. Das Regiment genehmigt. Weiteres darf jetzt nur mit Genehmigung des Regiments eingeschoben werden. Und sofort weitere Meldungen. Ich eile nach vorn. Dicht bei meinem alten Stand liegt der Major, friedlich, als schliefe er. Er schläft ja auch, aber für immer. Ein Verwundeter stöhnt vor unserer Front. Einige Telephonisten holen ihn herein. Etwas weiterhin ruft eine matte Stimme: „Wasser, Wasser!"

Wir können den armen Kerl nicht holen, es sind keine Träger da. Sein Leib ist in tausend Fetzen zerschossen.

Wir bitten telephonisch die Sanitätskompanie, Krankenträger mit Tragbahren zu schicken. Es sind alle unterwegs, ist die Antwort. Helfen wollen und nicht helfen können.

Sergeant S. von der Maschinengewehrkompanie wankt mit todtraurigen Augen vorbei. Aus den aufgekrempten Ärmeln rinnen Ströme von Blut. Aber er kann noch gehen.

„Wollen Sie mir herüberhelfen", fragt ein mir bekannter Feldwebelleutnant.

„Mal fix anfassen." Einige Leute springen hinzu und betten ihn auf einem Schützentritt.

„Schluck Kognak."

„Schnell, hier."

Er sinkt in Ohnmacht. Das rechte Bein hängt mit klaffender Wunde kraftlos herab, ein Blutbach rinnt in den Graben.

Gefangene mit verbundenen Armen und Köpfen kommen vorbei, manch braver Landwehrmann hinkt vorüber.

„Na, wird schon wieder werden", tröste ich.

Noch immer keine Nachricht. Eine Meldung kommt von rechts. Ein Teil der 9. Kompanie liegt am Waldrande und flankiert, wie befohlen, nach rechts. Der Feind ist abgezogen.

Eine Ordonnanz kommt zurück und meldet, die 9. Kompanie sei nicht zu finden. Ich schicke sie wieder fort, die Kompanie muß festgestellt werden.

Atemlos keucht einer von links heran.

„Was gibt's?"

„Meldung von Hauptmann N. Die Chaussee Mouilly-St. Remy ist erreicht, Feind weicht zurück."

„Hurra, na, endlich, Hauptmann N. konnte ja auch gar nichts anderes melden. Was der machte, mußte ja gelingen."

„Regiment?" „Ja?"

„Also, Meldung so und so. Wie, ja, famos, danke, Schluß." Das ging nun so zur Brigade, zur Division, zum Obersten, zur obersten Heeresleitung bis zum Kronprinzen, der, wie wir hörten, hinten an der Chaussee die Ereignisse verfolgte. Vorn aber geht's weiter, immer den Kerlen nach, immer weiter, bis endlich die Meldung kommt.

„Feindliche Artilleriestellung genommen, der Feind weicht auf der ganzen Linie zurück, unsere Kerle sind famos. N." Hurra, das ist ja glänzend! Das sind 2 km weiter vorwärts. Das hatten die Franzosen doch noch nie fertig bekommen. Wohl hatten sie mal hier und da unsere Schützengräben erreicht, aber eine ganze Stellung haben sie noch nie überrannt. Und das war doch tatsächlich möglich geworden, möglich durch den kolossalen Schneid unserer Hamburger Jungen, unaufhaltsam vorzugehen, möglich aber auch nur durch eine

genau berechnete Vorbereitung durch schwere Artillerie. Die hatte doch bewirkt, daß die ersten Schützenwellen die feindlichen Gräben erreichen konnten, ohne daß fast ein Schuß vom Feinde fiel. Denn alles, was da lebte, hatte sich in Unterstände geflüchtet und war so betäubt von dem entsetzlichen Artilleriefeuer, daß sie erst dann zum Bewußtsein kamen, als die Unsrigen schon längst die französische Stellung überrannt hatten.

Von meinem Posten als Meldezentrale kann ich das Ganze besser zusammenfassen. Der einzelne weiß vom Gange des Ganzen nichts, für den einzelnen ist die Schlacht nur eine kurze Reihe von Episoden, ein ganz kleiner Ausschnitt aus einem großen Rahmen, den er nicht übersehen kann. Die Erinnerung an das Gefühl eines bis ins Höchste gesteigerten Willens, das Gedenken an ein verzerrt blickendes Antlitz, an eine im Gebüsch verschwindende Gestalt, an einen im Blute sich wälzenden Körper wird oft das Erlebnis der Schlacht des einzelnen bilden. Alles andere geht im Rausche des Augenblicks unter.

Vorn vor mir knallt es immer noch; das war die 12. Kompanie, die sich mit den Franzosen herumbalgte, die noch in den Gräben steckten. Nach einer kurzen Zeit wird das Knallen schwächer. Rechts am Waldrande taucht eine Kolonne von Gefangenen auf, die sofort nach hinten geführt wird. Die braven Telephonisten haben inzwischen trotz heftigen Gewehr- und Artilleriefeuers die Leitung nach vorn zusammengeflickt. Endlich spreche ich mit dem 2. Bataillon. Es sitzt in der Artilleriestellung der Franzosen, schießt sich da mit einigen Abteilungen Franzosen herum und ist dabei, die eroberten Geschütze zu zerstören. Wieviel es denn sind? Noch nicht genau festzustellen. Etwa 12, darunter schwere Kaliber, zwei 28-cm-Geschütze.

Direkt ist schon der Befehl zum 2. Bataillon gelangt, die Stellung an der Straße Mouilly—St. Remy zur Verteidigung einzurichten und die vorwärts gelegene Artilleriestellung, die im Grunde lag, wieder zu räumen. Das 2. Bataillon erbittet bei mir Mannschaften zum Graben der Schützenstellung.

Das Regiment bestimmt die letzte Kompanie des 3. Bataillons, die 10., auch zwei Kompanien vom 1. Bataillon werden vorgeschickt.

„Ob ich jetzt weiß, wo die 9. Kompanie ist?" Nein. Ehe das nicht festgestellt ist, darf ich meine Meldestation nicht verlassen, wird befohlen.

Es handelt sich nämlich darum, ob die Flanke nach der Ebene gedeckt ist. Das soll die 9. Kompanie machen. Ist sie aber nicht an ihrem Platz, so besteht die Gefahr, am rechten Flügel umfaßt zu werden.

Denn unser Nachbarregiment 73 liegt 2—3 km hinter unserem rechten Flügel. Es hatte Befehl, von seiner Eigenstellung unseren Angriff zu unterstützen, sollte aber nicht vorgehen.

„Ja, zum Donnerwetter, wo ist die 9. Kompanie? Gefechtsordonnanz!"

„Herr Leutnant."

„Zwei von euch gehen los und kommen nicht eher zurück, als bis die Stellung von der 9. gefunden ist, verstanden?"

„Zu Befehl."

Es wurde direkt ungemütlich, in der Front waren sie weit vor, der Flügel hing in der Luft und konnte sofort eingedrückt werden.

Wenn das die Franzosen geahnt hätten! Unseren ganzen Erfolg hätten sie uns streitig machen können. Inzwischen kommen Verwundete und Gefangene. Die Franzosen sind alle vergnügt, sie freuen sich, aus dieser entsetzlichen Hölle erlöst zu sein.

„La guerre est finie pour nous[1]" ist die allgemeine Überzeugung. Einige erzählen. Nie hätten sie gedacht, daß wir riskieren würden, gegen diese Stellung zu stürmen. Vollkommen wären sie überrascht gewesen. Das bestätigen einige unserer Leute. In einem rückwärts gelegenen Unterstand hat ein fertiges Mittagessen bereit gestanden. Huhn mit Reis, Kompott usw., wohl für Offiziere bestimmt. Die hatten aber schnell das Weite gesucht, und unsere

[1] Der Krieg ist für uns zu Ende.

Hamburger Jungen haben sich nicht lange einladen lassen. Für die war das wirklich ein gefundenes Fressen.

Ein Mann bringt eine Gruppe ganz verstört aussehender französischer Soldaten. Die Überlebenden aus einem Unterstand, in den zwei schwere Volltreffer hineingegangen waren. Der Luftdruck, der Tod der Kameraden, die furchtbare Anspannung der Nerven durch das andauernde Schießen hatten die Leute tatsächlich verrückt gemacht. Vom Kämpfer zum Wahnsinnigen, gibt es etwas Schrecklicheres? Eine andere Gruppe trägt ebenfalls den Stempel des Entsetzens im Antlitz. Der Führer erzählt, sie hätten im Unterstand gesessen und andauernd auf unsere Soldaten geschossen, weil sie sich nicht ergeben wollten.

Einer unserer Pioniere sieht das. „Was ist hier los?" fragt er. „De Kirls wulln nich rut", ruft ein Holsteiner.

„Ogenblick", sagt der Pionier, spuckt in die Hände und nimmt eine Handgranate aus dem Gurt. Ein rasender Krach. Totenstille. Aus der Höhle wanken schreckensbleich mit leeren Händen die Franzosen.

„Sühst woll, Korl, da sind se, tjüs ok." Der Pionier läuft weiter. So hat jeder seine Erlebnisse, oft komisch, und doch schauerlich, so entsetzlich, daß das Blut in den Adern erstarrt.

Aber dazu ist keine Zeit. Eben kommt telephonisch die Meldung, die 9. Kompanie deckt zusammen mit der 4. Kompanie die Flanke.

Na endlich, wo ist sie gewesen? Ja, ganz weit vorn. Die Kerle sind nicht zu halten gewesen. Jetzt haben sie endlich die befohlene Stellung.

Die Meldung geht weiter. Die letzten beiden Kompanien gehen auch nach vorn. Das Regiment hat die neu eroberte Stellung besetzt.

Ich lasse die Leiche meines gefallenen Bataillonsführers zurückbringen zum Friedhof an der Grande Tranchée. Dann gehe ich über das Schlachtfeld nach vorn, um zu sehen, was von meinem Bataillon noch existiert.

Furchtbar sieht es aus. Schon gleich am Rande unseres Grabens liegen vereinzelt Tote, die das mörderische Blei bei Beginn gefaßt hatte. Weiterhin stöhnen Verwundete.

Der Boden ist aufgewühlt von den Einschlägen schwerer Artilleriegeschosse, der Wald scheint vor Jammer zusammengebrochen zu sein. Umgestürzte Eichen, Äste, Zweige, Baumkronen hindern den Weg, und zu unglaublichen Knäueln, zum Labyrinth ballt sich der Stacheldraht. Ein Bild des Entsetzens bietet die erste französische Stellung. Hier hat der Tod gewütet, hier liegen Freund und Feind und kämpfen scheinbar noch als Tote. Der eine hängt über das Drahthindernis mit vorgestrecktem Bajonett, der Franzose steht abwehrend im Graben mit durchstochener Brust. Und beide ereilte das Geschick. Dort liegen fünf Franzosen, durch einen Granatschuß getötet, in einem wilden Durcheinander, und noch im Tode spricht die Angst aus den Gesichtern. Hier liegt Leutnant v. X., dort Leutnant Y., arme liebe Kerle, eben redeten wir noch zusammen. Nun ist's schon vorbei. Und dort, o Jammer, knien zwölf unserer jungen Burschen im Graben. Einer neben dem andern, und alle sind tot. Maschinengewehr muß sie auf einen Schlag gefaßt haben. Und weiter finden sich die Toten und Verstümmelten im schrecklichen Durcheinander. Blutlachen, die aus aufgerissenen Schädeldecken sickern, starrende Augen, zerberstende Leiber, einzelne umherliegende Arme und Beine und durch glatten Kopfschuß hingestreckte friedliche Schläfer, so sieht das Siegel aus, das man unter den Beschluß: „Krieg soll sein unter Menschen" gesetzt hat. Die wilde Zerstörung des Organischen, des köstlichsten Einfalles der Natur, ist doch die furchtbarste Spielart aller Einfälle.

Vorne treffe ich endlich Hauptmann N., den unübertrefflichen Führer, den begnadeten Soldaten, dem der Erfolg des Tages gebührt. Wie die Kerle an dem hängen! Alles, was er sagt, ist klar, kurz und leicht verständlich. Am klarsten, wenn die Kugeln am dichtesten pfeifen. Und dann raucht er immer eine Zigarre und geht mit einem Spazierstock umher. Einfach wunderbar. Wenn wir nur solche Führer hätten! Von dem erfahre ich endlich Genaues.

In wenigen Minuten haben die ersten Linien die feindlichen Gräben überrannt. Der Gegner ist gar nicht zur

Besinnung gekommen, so schnell ist alles gegangen. Wer von den Franzosen sich nicht überrennen ließ, ist nach rückwärts weggelaufen, so schnell, daß kaum ein Halt entstand. Verfolger und Verfolgte immer in Fluß bis zur Artilleriestellung. Wie wahnsinnig feuerten die Franzosen mit Kartätschen, nützte aber auch nichts, unsere Kerle waren zu forsch, selbst die Artilleristen mußten weglaufen, bis auf 50 Mann, die zusammengeknallt oder gefangengenommen wurden. Und alle Geschütze haben sie stehenlassen müssen, etwa 23 im ganzen, darunter sechs schwere Kaliber. Leider konnten wir sie nicht mitnehmen, wir hatten keine Gespanne, und die schweren Geschütze waren eingebaut. Gewütet haben unsere Leute, als sie zurück mußten zur befohlenen neuen Stellung. Warum das Eroberte kampflos preisgeben? Aber da waren andere Rücksichten maßgebend. Gehorcht muß werden. Aber mit Sprengkapseln und Handgranaten wurde die französische Beute zerstört, damit sie uns nicht noch einmal Schaden zufügen konnte. Nur die Berserker aller modernen Waffen, die Maschinengewehre, die nahmen wir mit. Etwa 12 Stück. Bis nach Verdun hätten die Kerle laufen mögen, Franzosen waren nicht mehr viel da, die liefen ja außerdem weg wie die Wiesel. Ja, der preußische Sturmangriff, den sollen sie uns erst einmal nachmachen. Im Frieden haben wir oft gelacht über das „Hurra, Hurra" am Schluß einer Übung, aber die Wirkung ist doch da. Widerstand gibt es da nicht. Das wissen die Franzosen auch ganz genau, darum nehmen sie lieber vorher Reißaus.
„Darf ich fragen, Herr Hauptmann, wo ich mein Bataillon finde?"

„Das bekommen Sie heute nicht zusammen", antwortete Hauptmann N.

Zwei Kompanien sind vollständig im 2. Bataillon aufgegangen, von der 9. Kompanie existiert ein Zug, die 10. Kompanie ist noch ziemlich da.

Das ist ja reizend, dabei soll ich Verluste melden und kann gar keine Kompanien finden. Die 11. Kompanie besteht augenblicklich aus vier Mann — der Regimentskommandeur erscheint persönlich und teilt das Regiment

in zwei Gefechtsverbände. Kompanien durcheinander, wie sie gerade in der neuen Stellung liegen. Das 3. Bataillon ist aufgelöst, es hat ja auch keinen Führer mehr. Ich trete als Ordonnanzoffizier zum Regimentsstabe.

Der Abend bricht herein, und mit dem Zwielicht steigt die Nervosität, die Ungewißheit herauf, ob und welche Überraschungen uns in der Nacht bevorstehen mögen. Jeder der Gegner befindet sich in einer neuen Stellung, jeder meint, der andere benutze die Nacht zum Überfall. Wir erwarten den feindlichen Gegenstoß, der Feind ein neues Vorgehen. Patrouillen schleichen durch den Wald, Patrouillen als Nervenorgan, als tastender Sinn künftiger Entschlüsse, die Stellung muß gehalten werden, so kommt eben der Befehl. Wißt ihr, was das heißt, im unsicheren Wald liegen, von dem man nichts weiß, als daß der Feind irgendwo in ihm steckt? Vereinzelt schießt die feindliche Artillerie, vor uns knackt hier und da ein Schuß, und fragend starren viele hundert Augen in das unentwirrbare Dickicht. Was wird da kommen? Schaufel um Schaufel hebt Erdreich aus dem Boden, aber die Arbeit geht nur langsam vorwärts. Selbst wenn's ums Leben geht, die Muskeln versagen allmählich den Dienst, es war der Anstrengung schon genug am Tag. Und doch, es muß sein. Jeder Spatenstich kann ein Leben retten, die Schaufel, die Axt ist wichtiger als das Gewehr. Vom schnellen Eingraben hängt's jetzt ab. Mit Ablösungen wird gearbeitet, ein Teil gräbt, ein Teil hüllt sich in den Mantel und schläft. Auf flacher Erde, so fest, so tief, daß selbst Granaten, die in der Nähe einschlagen, die Schläfer nicht wecken. Und vorn raschelt's unentwegt durchs Dickicht. Wie Pantherkatzen umschleichen sich die Patrouillengänger, und der dichte Wald birgt das Geheimnis des Geschickes derjenigen, von denen die Heimat nie wieder irgend etwas erfährt. Ein kurzer Ruf, aufblitzende Augen, ein Messerstich, ein Kolbenschlag, ein dumpfes Fallen oder gurgelnde Laute, und das tiefe Dunkel des Waldes umfängt in Ewigkeit, was eben noch im Wagemut lebte.

Ich schlendere über das Schlachtfeld zum Regimentsquartier.

Immer noch stöhnen Verwundete, und beim raschelnden Schritt ruft es hier: „Hilfe, Hilfe!“ und dort ringt sich lallend das Wort „Wasser!“ über die Lippen.

„Pitié, Pitié“[1], klingt es aus den Gräben, hier hebt sich plötzlich ein Arm, dort hofft ein brechendes Auge Errettung vom Vergessenwerden.

„Können Sie uns nicht helfen?“ kommt eine Frage aus einem Unterstand, „wir sind hier acht Verwundete und können nicht gehen.“ Ein Berg von Toten liegt vor dem Eingang. Aus einer Grabenecke reckt sich ein Kopf.

„Ich kann nicht mehr“, flüstert eine Stimme.

Ein Franzose schleppt sich kriechend durch die Finsternis. Es ist ganz dunkel. Licht darf nicht gemacht werden, von allen Seiten tönen die Rufe um Hilfe, und der einzelne steht mit leeren Händen da und kann nichts tun, gar nichts. Wachs möchte sich der Lebende in die Ohren stopfen, um dieses furchtbare Elend nicht mit anhören zu müssen. Aber das Schicksal ist unerbittlich. Es zwingt den Gesunden zum Erleben der Mitschuld an dem Entsetzlichsten. Der Tod geht umher und nimmt mildtätig seine Kinder in seinen Frieden auf. Aber das Stöhnen, das Jammern wächst und wächst zu einem einzigen, gellenden Schrei, zu einer einzigen furchtbaren Anklage an die Menschheit, die von Kultur geredet hatte, jener Kultur, die letzten Endes der Menschheit ganzen Jammer heraufbeschwor. Waren wir nicht alle mitschuldig, waren nicht alle verantwortlich, denen der Gedanke Krieg, wenn auch nur spielend, durchs Hirn gezuckt war? Und hatte doch keiner den Gedanken zu Ende gedacht, für möglich gehalten, daß die Stunde kommen könnte, in der sich bluttriefend das wahre Antlitz des Menschengeschlechts zeigen würde und wir im Spiegel des eigenen Ichs von Entsetzen vor uns selbst gepackt würden. Jenem Entsetzen, das durch das Gefühl, helfen zu wollen und doch nicht helfen zu können, zum Schrecken der eigenen Ohnmacht führt. Mit leeren Händen stehen wir nun da und möchten das Bild wegwischen und können es nicht, und möchten helfen und

[1] Erbarmen!

können es nicht, und möchten wohl ungeschehen machen, was nicht zu ändern ist. Bis 2 Uhr nachts tragen wir aus unserer Umgebung, was zu retten ist, zum Verbandplatz. Ob noch andere helfen, wir wissen es nicht, wir wissen nur, daß mancher da draußen den ewigen Tod findet, weil wir vor Erschöpfung hinsinken und der Schlaf uns freundlich die Erinnerung löscht.

Ich liege in einem Unterstand mit Pionieroffizieren und Mannschaften durcheinander, wie sie gerade kommen, wohl 20, wo eigentlich 6 wohnen sollten. Einerlei, wenn man nur sitzen oder sich strecken kann. Seit 48 Stunden der erste Schlaf. Nach einer Stunde werde ich geweckt. Sofort kommen. „Was ist los?"

Die Franzosen haben sich an unsere Stellung wieder herangearbeitet. Sie beschießen uns sehr heftig mit Artillerie. Man erwartet einen Angriff. Unsere Leute haben keine Munition mehr. Sie müssen Munition nach vorn schaffen.

So lautet der Befehl. Ich weiß allerdings, wo ich gestern Reservemunition für mein Bataillon zurechtgelegt habe. Ob die aber noch da ist? Außerdem soll ich das Regiment versorgen. Na, los.

Ich alarmiere einige Unterstände. Die Kerle sind gar nicht wach zu kriegen. Hilft aber nichts, müssen raus. Ich heize ihnen kolossal ein. Es gilt was, wir dürfen die da vorn nicht im Stich lassen. Das sehen sie auch schließlich ein. Mit einem Trupp von 12 oder 15 Mann ziehe ich durch den noch dunklen Wald. Vorn hören wir die Granateneinschläge und ahnen schon, daß es wieder Opfer auf Opfer kostet. Sie waren ja noch schutzlos da vorn, keine Deckungsgräben, kein Unterstand, der den rasenden Splittern ein Halt geboten hätte. Und die Franzosen kannten ja die von uns genommene Stellung genau, sie haben ja selbst Monate drinnen gesessen. So hagelte Schuß auf Schuß vorn in den Graben, wie mir atemlos ein Unteroffizier meldet. „Wenn keine Munition kommt, müssen wir zurück", sagt er.

„Die Munition kommt ja, nur Ruhe", versichere ich ihm.

Ein Wagen hält auf der Chaussee. Ein verschlafener Kutscher meldet sich auf meinen Anruf.

„Sie fahren Munition nach vorn!" befehle ich ihm.

„Ich gehöre zu den Pionieren", wirft er ein, wohl aus Angst, er könne da vorn seine Pferde einbüßen.

„Sie fahren Munition! Befehl der Division", füge ich als Nachdruck hinzu; war gar nicht der Fall. Aber es hilft, der Wagen wird umgedreht. Meine Kolonne schleppt die Patronenkästen von dem aufgefundenen Sammelplatz herbei, bis der Wagen getürmt voll liegt, dann jagen die Pferde im Trab nach vorn. Alle Leute, die ich noch treffe, werden mit den schweren Patronen bepackt. Ihre Unlust wird mit dem Hinweis, daß es sich um das Leben ihrer Kameraden handelt, überwunden. Es gelingt mir, das Munitionslager eines anderen Regiments noch zu erwischen. Die geschilderte dringende Notlage erweicht die Herzen der Wächter. Und nach einer Stunde sind meine Patronen vorn, gierig greifen die Hände nach ihren Rettern, und in langer Kette werden die Kästen durch die Schützenlinien gereicht, bis die Not gehoben ist. Als sie dann zu kommen versuchten, etwa eine Stunde später, da prasseln den Franzosen Eisensalven entgegen, die jede Lust im Keim ersticken.

Inzwischen habe ich die Artillerie von der drohenden Gefahr benachrichtigt, die fängt sofort mit ihrem Morgenkonzert an und beschäftigt den Feind so, daß das feindliche Artilleriefeuer schließlich verstummt. Beim General, bei dem ich gerade vorbeikomme, werde ich zu einem großen Schinkenbrot, Kaffee und einem Kognak eingeladen, wodurch ich mich sehr erfrische. Inzwischen ist es Tag geworden, heller, lichter Tag, der mich wieder in die vorderste Stellung führt. Hier und da finde ich endlich Leute von meinem Bataillon, verstreut in den verschiedensten Kompanien, das gibt ein fröhliches Wiedersehen. Alle erzählen, der eine dies, der andere das. Die Kerle hatten ihre Sache famos gemacht. Aber sie erzählen auch von diesem und jenem, der nicht mehr war oder schwer getroffen ist. Gemeinsame Freude, gemeinsame Trauer.

An ein Ordnen der Kompanieverbände ist einstweilen nicht zu denken. So viel Zeit ist nicht zu verlieren, die Mannschaften müssen graben und immer wieder graben um ihr Leben. Am Mittag entwickelt sich ein wundervolles Panorama. Regiment 73 stürmt die rechts von uns befindlichen Höhen in der Ebene. Es ist zu weit, um das Pfeifen der Kugeln zu hören, wir sehen nur die Entwicklung der Linien und das Vorwärtsstürmen, das scheinbar wie im Frieden bei einem Manöver verläuft. Nur einzelne Punkte im Grase, die hier und da auftauchen, beweisen, daß es auch hier nicht Spiel, sondern blutiger Ernst ist. Donnerwetter, die Kerle gehen vor, ganz famos. Trommelwirbel dringt herüber, Schützenlinien laufen, Hurrageschrei aus weiter Ferne. Jetzt sind sie am Waldrand da oben. „Da links kommen auch welche, sehen Sie die?“ ruft einer.

Wir sehen angestrengt durchs Glas.

Das sind Franzosen! Nein, das sind Deutsche. Die Meinungen gehen auseinander.

Nein, es sind Deutsche, jetzt sehen wir es ganz deutlich. Donnerwetter, die kommen ja direkt aus der Flanke; kamen sie auch, und der Erfolg bleibt nicht aus. Nach kurzer Zeit gruppieren sich oben Kolonnen, die den Marsch in der Richtung unseres Standortes antreten, wie wir bald erkennen: Gefangene, Hunderte.

Ich sehe sie mir aus der Nähe an. Alte Kerle sind darunter mit langen Bärten, junge Burschen mit verschmitzten Gesichtern, durchweg alle im tadellosen Anzug und alle froh bewegt, daß die Schreckenstage vorüber sind.

Die französische Artillerie fängt wieder an, Rache zu üben. Wir flüchten hinter Bäume, in Granatlöcher, in ausgehobene Grabenstücke, wo gerade ein Plätzchen noch frei ist, und sitzen und warten geduckt stundenlang, bis sich die Wut gelegt.

Abends werde ich eilig zum Regiment befohlen. Die Regimenter formieren eine neue Gefechtsbrigade, ich bin als Ordonnanzoffizier zum Brigadestab kommandiert. Also wieder etwas Neues. Ich melde mich bei meinem neuen

Kommandeur, werde sehr freundlich empfangen, dann geht das Arbeiten los, Arbeit am Telephon, Arbeit an der Karte. Mit dicken blauen Strichen ist die von uns besetzte Stellung eingezeichnet, mit punktierten Linien, was morgen erobert werden soll. Denn morgen in aller Frühe wird wieder angegriffen. Unsere armen Kerle da vorn ahnen noch nichts von dem, was kommen soll, während hier unten bei flackerndem Kerzenlicht über sie bestimmt wird. Wege werden gemessen, Truppenverbände bestimmt, Angriffsrichtung kenntlich gemacht, Meldungen kommen, wie es vorn steht. Es ist leidlich ruhig, der Gegner scheint nichts zu beabsichtigen. Telephonisch wird mit den Regimentern verhandelt, ob noch Unklarheiten herrschen über die Absichten. Unsere Brigade soll nach links vorschwenken. Ob an Staffelung nach rechts gedacht wird, und daß Fühlung mit der Nebenbrigade nach rechts gesucht und unter allen Umständen aufgenommen werden muß. Verbindung nach rechts ist sehr wichtig, damit ja keine Lücke entsteht.

„Wer sich da einschiebt?"

„Ja, Regiment X., wie schon besprochen", lautet die Antwort.

Ich gehe abends noch mit persönlich zu überbringenden Befehlen nach vorn, verlaufe mich fast im Walde. Nichts täuscht so wie Waldgelände in der Dunkelheit. Wie oft fand sich eine irregeführte Patrouille plötzlich in der feindlichen Linie. Vorsichtshalber nehme ich den Kompaß. Ein Verwundeter ruft mich an. Er läge nun schon in der zweiten Nacht, niemand käme, er verhungerte und verdurstete. Armer Kerl, ich kann ihm nicht helfen, habe selbst nichts bei mir. Ich tröste ihn, so gut es geht.

Ob die Hilfe denn auch wirklich käme?

Ich verspreche, alles zu tun; mit neuer Hoffnung sinkt er auf sein hartes Lager. Nach einer Stunde treffe ich erst Krankenträger, die den armen Kerl sicher nicht gefunden haben. Wird längst tot sein.

Vorn ist alles schon in Aufregung. Alles ist marschbereit. Ob ich etwas weiß, fragen mich einige Kameraden. Natürlich weiß ich nichts, gebe nur meine Befehle ab.

Bis 2 Uhr nachts werden die Befehle fertiggeschrieben, alle Absichten stehen kurz und knapp auf dem Papier, die Ordonnanzen bringen sie fort.

Um 3 Uhr beginnt für mich nach 66 Stunden, die nur eine Stunde Schlaf enthielten, die erste Ruhepause. Ein elendes Strohlager. Aber der Schlummer kommt bald, kommt zur selben Zeit, als da vorn alles wieder lebendig wird. Da sind schon die Patrouillen unterwegs und schleichen sich durchs Gebüsch, um zu erkunden, wo der Gegner zu erwarten ist. Offizierspatrouillen verabreden mit den Nachbarabschnitten Zeit und Ort des gemeinsamen Handelns. Truppen stellen sich als Reserven auf, kurzum, eine fieberhafte Tätigkeit ist schon seit frühester Stunde im Gange. Und als der Sonne erste Strahlen durch die Bäume blitzen, da beginnt jener furchtbare Kampf im Walde, bei dem der Gegner zur Seite gedrückt werden soll und er sich wehrt bis zum Kampf aufs Messer. Immer wieder leuchten aufs neue die blauen Mäntel der Franzosen durchs Gebüsch, und ist hier ein kleiner Vorteil errungen, gleich erscheint der mit dem Waldgelände wohlvertraute Gegner an hundert anderen Stellen. Wohlgezieltes Gewehrfeuer, rasendes Maschinengewehrfeuer bringen unsere Linie immer wieder zum Stehen. Ein Führer nach dem anderen fällt, ganz schutzlos ist plötzlich die 9. Kompanie einer rasenden Übermacht gegenüber. Unsere Braven wanken, so geht's ja nicht, sie müssen ja zurück. Wollt ihr stehen! Mit gelassener Ruhe befiehlt der Bataillonsführer. Verstärkung kommt heran. Es stockt wieder. Die Franzosen zögern, da rechts ertönt Hurra. Da geht's vorwärts. Schießt, Kerle, schießt! Die laufen ja schon weg da rechts. Und wieder erhebt sich ein rasendes Geknatter. Der Gegner weicht, die Grande Tranchée wird erreicht.

Wißt ihr noch, die Grande Tranchée, wie sich die Franzosen hinter der Straße verschanzt hatten? Wie unser famoser Leutnant J. vorsprang und mit dem Revolver in der Hand die Franzosen aufforderte, sich zu ergeben? Und sie ihn niederknallten, daß er sich in seinem Blute wälzte? Und Leutnant Th. fiel, und so viele, viele liebe brave Kerle. Der Feind mußte ja weichen, wie aber

wäre solch ein Erfolg möglich gewesen, wenn nicht unsere Leute so großartig, so famos gewesen wären! Als ich auf meinem ersten Ordonnanzwege, morgens 6.30 Uhr etwa, die große Straße hinaufgehe, kommen mir schon Ströme von Verwundeten entgegen. Mit blutigen Köpfen, aufgerissenen Armen schleppen sie sich zum Verbandplatz, hier und da nickt mir einer zu, die meisten ziehen als vollständig Erschöpfte still und traurig vorbei. Hier treffe ich Leutnant S., dort wird Leutnant W. vorbeigetragen, zwei Beinschüsse. Na, wird schon werden, wir geben uns noch die Hand. Und so geht's fort, ein unübersehbarer Zug, ein ununterbrochen vorüberflutendes lebendiges Zeugnis des Schreckens aller Schrecken. Ich gehe in den Wald, es ist ja nicht mit anzusehen, wie all die vielen braven Soldaten zugerichtet sind.

Ich gebe meine Befehle ab. Der Gegner, rasend über unsern erneuten Erfolg, schießt heftig mit seiner Artillerie. Die große Straße steht jetzt unter starkem Feuer. Sechsmal muß ich den Weg nach vorn und wieder zurück machen zu verschiedenen Zeiten. Und jedesmal wird der Weg furchtbarer. Ununterbrochen schlagen die Granaten ein. Am Wege beim Brigadequartier liegen acht vollständig zerrissene, zerstückelte Leiber, erschlagene Pferde versperren die Chaussee. Feldküchen fahren mit wildgewordenen Pferden zurück. Ein Munitionswagen will umdrehen, im selben Augenblick faßt das Geschoß die vier Pferde und den Fahrer. Alle sind tot. Krankenträger mit ihrer ächzenden Last, Muster von Kühnheit und Unerschrockenheit, gehen unentwegt weiter. Ein Verwundeter hebt müde den Kopf aus seiner Bahre, da wird er von einem Sprengstück erschlagen, nach allen Seiten spritzt rotes Blut. Ein Toter mehr. Ununterbrochen rollen sich diese Bilder ab, Wagen werden zu Trümmerhaufen, Lebende in gleichem Atemzuge zu Leichen. Der Zug der Verwüstung, der Zug des Todes schreitet über die Straße und markiert sie mit so deutlichen Strichen, daß sie nie die Erinnerung verlassen wird.

Einmal muß ich dreiviertel Stunde nach vorn in diesem gemeinen Granatfeuer zur Reserveaufstellung des Nach-

barregiments mit wichtigen Befehlen. Wir müssen Reserven einsetzen.

Ich benutze als Deckung die französischen Gräben, die Regiment 164 vorgestern erobert hat. Schlag auf Schlag zerspringen die eisernen Todbringer. Jetzt bleibe ich stehen, ratsch, 10 Schritt vor mir, jetzt Kopf weg, ratsch 10 Schritt hinter mir, dann rechts, dann links, ein ununterbrochener Hagel. Mit dem Gehör taste ich mich an ihnen vorbei, über Leichen, über geronnene Blutlachen. Einmal muß ich warten, dann wieder vorlaufen. Im Graben liegen etwa zehn Tote auf- und nebeneinander mit zerspaltenem Schädel, mit aufgerissenem Mund, der noch etwas sagen, etwas rufen wollte und doch zu spät kam. In diesem Totenhaufen muß ich warten, mit den Füßen im zerspritzten Blut und Gehirn, warten auf eine kleine Feuerpause. Aus den Wunden der Leichen erheben sich Wolken fliegenden Ungeziefers, ein widerlicher Verwesungsgeruch erfüllt die Luft. Nur die Nerven festhalten, nur keine Sentimentalität, den Toten kann niemand helfen. Endlich wende ich mich von den gebrochenen Augen, von den im Krampf Erstarrten. Am Truppenverbandplatz walten unsere Ärzte ihres Amtes. Es ist ein unaufhaltsames Kommen und Gehen, der Zug der Tragbahren nimmt kein Ende. Die schrecklichsten Verstümmelungen werden hier bloßgelegt, und wer noch nicht an den Ernst des Tages glaubt, den lehren es die furchtbaren Verwundungen, der furchtbare Jammer der zu Tode Getroffenen. Jeder wird getröstet, aber wie oft wird der eben Verbundene, der mit neuen Hoffnungen Erfüllte, schon drei Schritt weiter von dem verwüstenden Granatregen erfaßt. Es gibt nirgends Rettung, nirgends Sicherheit in dieser Hölle.

Auch dieser Tag neigt sich seinem Ende zu. Die Linien, die wir erreichen sollten, sind genommen, es gelang dem Gegner nicht, unseren Vorstoß abzuwehren. Aber welche Opfer hat der Kampf gefordert, welch schreckliche Verwüstungen sind auch in unseren Reihen angerichtet! Wieviel gute brave Kerle sind dahin, so viele, die ich persönlich schätzte, der Feldwebel N., mein kühner Patrouillengänger aus meinem früheren Zuge, als ich noch Zugführer war,

H. u. T., der kleine dicke M., der sein Eisernes Kreuz so stolz trug, tot sind sie, alle tot. Der kleine Leutnant F., aus der 9. Kompanie, noch nicht 18 Jahre alt, den wir alle gern gehabt hatten, tot. Man stumpft ja ab, man regt sich ja nicht mehr auf, aber das ist denn doch zuviel. Und doch keine Zeit zum Trauern, keine Zeit zum Klagen. Wegen der großen Offiziersverluste bittet das Regiment die Brigade, mich von meinem Kommando zu entbinden. Wird bewilligt. Schon in den ersten Stunden des Abends bin ich vorn bei meinem Regiment, einstweilen dem Gefechtsverband von Hauptmann H. zugeteilt. Und nun beginnt jene Reihe von Tagen und Nächten, so furchtbar, so schrecklich; so viele Stunden gemeinsamer Not kommen herauf, daß jeder einzelne sein Leben für verwirkt hält. Die Franzosen haben bald unsere heute neu gewonnene Stellung mit der ihnen eigenen raffinierten Gewandtheit bemerkt. Sie haben Verstärkung herangezogen. Wie Gefangene, die von der 10. Kompanie gemacht waren, heute morgen ausgesagt haben, von Paris waren die am Morgen um 6 Uhr noch halb in Zivilkleidern herangebracht, um 8 Uhr waren sie schon als Gefangene in deutschen Händen. Der Krieg hatte nur zwei Stunden für sie gedauert. Aber weitere Verstärkungen sollten folgen. Die sitzen nun wohl schon in dem fast undurchdringlichen Walde da vor uns und schießen mit jener Nervosität, die wir so oft bei der französischen Infanterie beobachtet haben. Die tun uns nichts. Aber ihnen gesellt sich die französische Artillerie zur Seite, die unsere neue Stellung mit einer Präzision, mit einer Genauigkeit, mit einer Kraft beschießt, die über jede Vorstellung hinausgeht.

Jetzt ist kein Krieg mehr, jetzt ist die Unmenschlichkeit ausgebrochen. In den eben etwa ein halbes Meter tief ausgehobenen Gräben kauern die Leute neben-, übereinander, in den verschmutzten, kaum geschützten französischen Unterständen liegen und stehen wir zu Dutzenden. Bäume des Waldes, Granattrichter sollen Schutz bieten, und ach, wie oft ist der stolze Baum krachend über seinen Schützlingen zusammengebrochen, wie oft ward das Granatloch zur Leichen- und bluterfüllten Schädelstätte!

Die französische Artillerie schießt. Es ist ein unaufhörliches Singen, Zischen, Rauschen und Krachen um uns her, nichts bleibt übrig als zu warten, ob das Geschoß diesmal noch vorbeigeht, oder ob meine Stunde jetzt schon gezählt ist. Keiner kann seinen Platz verlassen, wer es dennoch tut, stürzt nach einer Sekunde schon zu Tode getroffen zu Boden.

Jetzt streuen die Franzosen von links nach rechts. Ich höre, wie die furchtbare Feuergarbe immer näher kommt, immer näher, jetzt ist sie nebenan, jetzt trommelt's um uns herum, neben uns, vor uns, hinter uns, auf unser jämmerliches kleines Dach, jetzt schießt es krachend in den Eingang. Ein von draußen Hereinflüchtender schreit um Hilfe, Feldwebel H., seine beiden Beine sind zerschmettert. Eben vorher hatte ich mit ihm gesprochen; er sei unverwundbar, meinte er. Wir hören ihn draußen wimmern, aber helfen können wir ihm jetzt nicht. Jeder, der hinausgeht, ist dem Tode verfallen. Und dabei liegen unsere armen Kerle in den ungedeckten Gräben, fortwährend tönt der Aufschrei zu Tode Getroffener. Eben wanken drei Schwerverwundete herein. Ich verbinde sie, so gut es geht. Einer mit ganz durchschossener Schulter, einem andern ist der junge schöne Leib zwei Fäuste groß aufgerissen. Ob es schlimm ist? „Nein, mein Junge, nicht schlimm, nur ruhig liegenbleiben." Und er beißt die Zähne zusammen bis zum späten Abend, als man ihn endlich holen kann. Die Rollen wechseln. Tod ist Erlösung. Leben müssen, ansehen müssen, wie das Lebende mit rasender Wut zerstört wird, wie der eben fröhlich Lachende für immer verstummt, wie der Kraftvolle mit zerschossenen Gliedern hilflos dahinsinkt, das zu erleben, ist das Schrecklichste, was Menschen zugemutet werden kann. Was waren die Kämpfe Roms, die Morde der Inquisition[1] gegen diese Schlächterei der Tausende!

Der offene Kampf ist ja eine Lust gegen diese Gefangenschaft, gegen dieses Eingeschlossensein in dem trommelnden Eisenhagel, der die Nerven, die wir so nötig gebrauchen, verwüstet, aus dem es kein Entrinnen gibt, der jetzt wieder

[1] Gerichte wegen Verbrechen gegen die Religion im Mittelalter.

mit einer Wucht um uns einschlägt, als sollte auch der letzte aller Lebenden endgültig vernichtet werden. 3600 Granaten zählt einer in einem Zeitraum von $2^1/_2$ Stunden, alle auf die 50 Quadratmeter, wo die Bataillonsstäbe wohnen.

Zehnmal so schnell wäre der Krieg beendet, könnten die Schuldigen nur ein einziges Mal einer derartigen Hölle ausgesetzt werden. Da würde ihnen klar, was es heißt, Krieg heraufbeschwören, denn nun müßten sie selbst erfahren als lebendige Zeugen, wie dieser Krieg die organische Kraft, Gut und Blut der Nationen, die Hoffnung aller Zukunft in tausend Stücke zerreißt. Auch bei uns daheim sollen Leute seit Jahren versucht haben, den Krieg zu provozieren. Doch hat es immer noch Einsichtige gegeben, die sich der Verantwortung bewußt waren, die nicht ohne die größte Not dieses Elend hereinbrechen lassen wollten. Sie ahnten, was Krieg bedeutet. Und dieser Schrecken, der Schrecken des furchtbaren Trommelfeuers, bringt wieder ein seltsames Bild. Es teilt seine Wunden, seine Todbringer aus, aber es kittet uns dennoch zusammen. Wie oft denke ich in diesen Stunden an unsere Kämpfe des Tages in Friedenszeiten, an der Parteien Zank, der uns wichtig schien. Diese todbringenden Stunden einen alle, Offiziere und Mannschaften, und der frühere Hafenarbeiter, der Kaufmann, der Beamte, der Offizier hat die gleiche Aussicht, zu leben und zu sterben. Millionen könnte einer bieten und würde doch die Grausamkeit der Geschosse nicht verringern, und der mit leeren Taschen Dastehende ist uns ebenso wert wie der Reiche. Die Not hat diese Unterschiede ausgelöst. Einer zittert um das Leben des anderen, und jeder hat den greifbaren Beweis, daß sich keiner seinen Pflichten entzieht.

Hauptmann N. kann nicht die Nacht verbringen, ohne daß er wie ein Hering eingepökelt zwischen 20 seiner Musketiere liegt. Und seine Musketiere drängen sich, unter diesen 20 sein zu dürfen. Unterschiede werden wieder erstehen, sollte einmal Frieden sein, Ansichten und Meinungen werden sich widersprechen. Aber nie sollten wir vergessen, daß es eine Zeit der schrecklichen Verheerung und Gefahr gab, in der das Leben jedes einzelnen gleich wert

war, in der wir dankbar waren für das, was uns der andere tat.

Selbst in den schrecklichsten Tagen grüßt hier und da eine humorvolle Laune. Während eines stundenlangen Artilleriefeuers sind wir mit 30 oder noch mehr in einer Höhle zusammengepfercht. Ein Rheinländer ist dazwischen. Jeden Granateinschlag begleitet er mit einem Schimpfwort: Saupack, Bande, diese Schweinehunde, verflucht nochmal, Hundeseelen. Nach einem schrecklichen Krach in unserer Nähe meint er:

„All upfreten möcht ick ju!" worauf eine Stimme im Hintergrund sagte: „Da harst man all längs mit anfangn sulln, da hebbt wi all nicks dagegen."

In einer endlosen Kette von Verwundeten wird ein wie tot daliegender Landwehrmann mit langem Bart auf einer Tragbahre gebracht. Ächzend wird die Last beim Verbandplatz niedergesetzt. Die Ärzte kommen, eine Wunde ist nicht zu sehen. Er wird mühevoll entkleidet, der Stabsarzt kommt, es ist nichts zu finden. Schließlich sagt einer: „Der ist total betrunken." War er auch. Er wird zum Ausschlafen seines Rausches in ein Gebüsch gelegt. Als er schlaftrunken erwacht, hüllt er sich in seinen Mantel und legt sich an einen anderen Platz, wo auch welche schliefen. Wie ihn am nächsten Tag die Sonne wärmt, wird er munter und erwacht zu seinem Schrecken und zum Erstaunen der Umstehenden, als er mit den Leichen, zu denen er sich in seinem Rausch gelegt hatte, begraben werden soll.

Vorn rast Tag und Nacht der Orkan wilder Vergeltung. Einen Schleier vorlegen, nennen es die Franzosen, d. h. eine Feuerbarriere schaffen, hinter der sie ungestört dies oder jenes vornehmen, ohne daß wir sie daran hindern können. Mit amerikanischer Munition wird geschossen, die durch ihre starke Explosionskraft außer der effektiven auch noch die furchtbare moralische Wirkung besitzt. Wenn die Amerikaner sich nach dem Kriege mal wieder als Christen und Ritter der Menschlichkeit aufspielen, dann wollen wir ihnen die Verstümmelten und Zerhackten, die Listen der Toten vorführen, damit sie ihr Christentum deutlich erkennen können. Eben werden wieder drei blühende

Leben zerschmettert. Ein Kamerad von ihnen bricht schreiend vor Jammer zusammen. Aber wir müssen ja aushalten, es geht ja nicht anders. Der Gegner muß wissen, daß wir trotz seiner furchtbaren Wut noch da sind und ihn noch schlagen können, wenn er nur käme.

Goldig glänzt eines Mittags die Sonne über der Stätte der Verwüstung. Da kommt der Befehl: Das Regiment wird herausgezogen zu vorläufiger Ruhe. Also endlich die Erlösung. Das war am 29. April. Die Ausführung ist schwer. Als wenn der Feind wüßte, was wir vorhaben. Unsere Ablösung steht hinten am Walde, unsere Leute eingeklemmt in den Schützengräben. Und das Feuer der Franzosen tobt derartig, daß keiner vor, keiner zurück kann. An das Herantragen von Essen ist, wie so oft in diesen Tagen, nicht zu denken. Es muß so gehen. Ein Teil kann bald fort, Bat. H. muß 18 Stunden in der Gefangenschaft durch Artilleriefeuer vergehen lassen, ehe es möglich wird, die Ablösung ohne allzu großen Verlust an Menschen durchzuführen. Die Stunde kommt, wo wir gehen. Nicht einmal unsere Toten konnten wir sämtlich begraben, wir müssen sie der Fürsorge anderer überlassen.

Meine Pferde stehen hinter der ersten Höhe. Diesmal haben sie ihren Herrn noch wieder. Ich reite im Schritt die Grande Tranchée herunter nach H. Gleich links an der Straße liegen die Gräber unserer Offiziere, darunter mein Major. Vor acht Tagen kamen wir. Jeder hoffte, das Geschick möchte ihm gnädig sein. Blutigrot griff es in unsere Schar. Die Opfer ruhen nun eingebettet im kühlen Waldboden, sie schlafen für immer. Mit welcher Hoffnung, mit welchem Mut, mit welcher Kraft waren sie ausgezogen!

Nun sind sie tot. O, grausame Tücke, tot sein zu müssen, nicht mehr zu leben, nicht mehr dabei sein zu können, vor der Erfüllung, vor dem Ziel zerschlagen, zerschmettert. Alle Hoffnung, alle Wünsche, der Wille, mitzuschaffen, mitzuringen, daß wieder Ordnung und Recht zur Geltung kommen, ruht von Tausenden einige Fuß breit unter der Erde. Und kommt nie wieder zur Wirkung.

Der Blick des Lebenden schweift zum letztenmal über unser Totenfeld. Und ohne daß es einer vorher bemerkt hat, ist schon den Toten ein Totenkranz gewunden. Frühling ist es geworden, heller, lachender Frühling. Sinn und Gefühl waren uns in den dunklen Stunden verlorengegangen. Wo die Gefahr sich in der Ferne verliert, weicht langsam die Betäubung. Wir erwachen wieder, und der umhertastende Sinn schaut das Leben, wirkliches Leben, das uns im Heiligtum eines grünleuchtenden Waldes lächelnd empfängt. Noch zweifelnd naht sich der einzelne. Wie kannst du, Natur, dein Freudenkleid anlegen, wo wir um viele Tote trauern, wo wir noch klagen, daß unsere liebsten Kameraden dahin sind? Ein Wind wiegt die frühlingstrunkenen Zweige, sanft nimmt uns die Natur in ihre Arme. Und selig schlürft der Lebende das Leben. Und neue Hoffnung zieht in jede Brust, wo alles sich mit tausend Farben schmückt. Tief wölbt sich der grüne Dom, und bunte Blumen weben einen weichen, wundervollen Teppich, auf den der Sonne sinkende Strahlen glutrote Rubinen zaubern.

Weithin leuchtet dieser Totenkranz den Toten. Weithin windet sich der Siegeskranz den Siegern. Einst wird kommen der Tag, wo sich in Hamburgs Straßen die Fahnen entrollen, wo tausend winkende Hände die Heimkehrenden grüßen. Ob noch ein einziger von denen heimkommt, die hinausgezogen? Wir wissen es heute nicht. Wenn aber spätere Generationen, kommende Geschlechter den Zeiten nachsinnen, dann sollen sie derer gedenken, die hier beim Walde St. Remy für Hamburgs Ruhm und Ehre gekämpft haben, die in den furchtbarsten Stunden die große Not mit echtem hanseatischen Mut ertragen, und die gefallen sind als Opfer einer größeren Zukunft, eines größeren Geschlechts. Dann sollen die Kommenden die stillen Schläfer nicht vergessen, denen jetzt des Waldes grünbekränzte Bäume die Totenwache halten, zu deren Ehre und Gedächtnis eben wohl Millionen Sterne aus dem Grund der Unermeßlichkeit treten.

*

B. Ostfront.

6. Die Schlacht bei Tannenberg.

Am 8. August 1914 traf der Oberbefehlshaber der 8. Armee, Generaloberst v. Prittwitz, in seinem Hauptquartier Marienburg ein. Wie er die Operationen im einzelnen führen wollte, war ausdrücklich seinem Ermessen überlassen. Über die russischen Operationen machte er sich ein im allgemeinen zutreffendes Bild. Im ganzen rechnete man mit einer doppelten Überlegenheit des Gegners. Tatsächlich marschierte die 1. russische Armee, die Njemenarmee, unter Befehl des Generals Rennenkampf am Njemen zwischen Kowno und Grodno, die 2. Armee, die Narewarmee, unter Befehl des Generals Samsonow an der Bobr-Narew-Linie auf. Erstere sollte das masurische Seengebiet nördlich, letztere westlich umgehen. In Ostpreußen sollte die Vereinigung stattfinden.

Der Einmarsch der starken nahe der deutschen Grenze bereitstehenden russischen Kavalleriemassen, den man auf deutscher Seite erwartet hatte, mißlang. Der deutsche Grenzschutz hielt überall stand. Polen westlich der Weichsel war vom Feinde frei, ein feindlicher Vormarsch gegen Posen somit nicht zu erwarten.

Generaloberst v. Prittwitz entschloß sich, zunächst sich gegen die russische Njemenarmee zu wenden, die anscheinend zuerst auf dem Plane erschien, während vom Narew her der Feind den Vormarsch noch nicht angetreten hatte. Am 14. August ordnete er die Zusammenziehung seiner Armee hinter der Angerapp an, um den Feind hier anlaufen zu

lassen und ihn dann von Norden und Süden zugleich zu umfassen.

Aus den eingehenden Nachrichten entnahm Generaloberst v. Prittwitz, daß der Gegner mit den Hauptkräften südlich der Romintenschen Heide vorgehen wollte, und beschloß, seine Armee nach dem linken Flügel in der Gegend von Gumbinnen zusammenzuziehen, um den russischen Nordflügel anzugreifen. Aus Landwehr und Ersatztruppen der Festung Königsberg wurde eine „Landwehrdivision Königsberg" zur Verstärkung herangezogen. Die Südgrenze Ostpreußens sperrte General v. Unger mit Landwehr und den aus den Festungen Graudenz, Thorn und Danzig zusammengezogenen Truppen in der Gegend von Strasburg, Lauterburg und Soldau. Bei Ortelsburg verblieb das XX. Armeekorps zur Deckung der rechten Flanke.

Mit den übrigen Kräften griff General v. Prittwitz am 20. August unter Deckung der rechten Flanke gegen Goldap den Feind bei Gumbinnen an und traf hier auf die vormarschierende Njemenarmee des Generals Rennenkampf. Auf dem linken Flügel errang das I. Armeekorps unter der Führung des tatkräftigen Generals von François einen beträchtlichen Erfolg. Auch auf dem rechten Flügel war die Lage durch das Eingreifen des I. Reservekorps unter dem Befehl des Generals Otto von Below und der 3. Reservedivision günstig. Nur in der Mitte war das XVII. Armeekorps unter General v. Mackensen auf den Widerstand starken Feindes gestoßen und hatte abends unter schweren Verlusten hinter die Rominte zurückgehen müssen. Wäre die Schlacht am folgenden Tage weitergekämpft worden, so hätte sie nach allem, was wir heute über die beiderseitige Lage wissen, aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem deutschen Siege geführt.

Da trafen nachmittags beim Oberbefehlshaber der Armee überraschende Meldungen vom Vorgehen der russischen Narewarmee ein. Starker Feind wurde im Vormarsch auf Mlawa gemeldet und konnte am 21. die Grenze dort bereits überschreiten. Der Feind dehnte sich weiter westlich aus, als bisher angenommen war. General v. Prittwitz fühlte sich im Rücken bedroht und faßte den

folgenschweren Entschluß, die Schlacht bei Gumbinnen abzubrechen und hinter die Weichsel zurückzugehen. Welche Gefahren eine solche Maßnahme für die ganze Kriegführung mit sich gebracht hätte, liegt auf der Hand. Im Laufe des 21. und 22. stellte sich heraus, daß die Armee Rennenkampfs den zurückmarschierenden Armeekorps nur sehr vorsichtig folgte. Eine ruhigere Anschauung griff im Oberkommando Platz. General von Prittwitz nahm von der Absicht des Rückzuges hinter die Weichsel Abstand und glaubte sich östlich des Flusses behaupten zu können. Doch hatte der Chef des Generalstabes des Feldheeres, Generaloberst von Moltke, aus einem Ferngespräch mit General v. Prittwitz den Eindruck gewonnen, daß ein Wechsel im Oberbefehl nötig sei.

Man hat dem General v. Moltke nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er im Westen im Marnefeldzug die Zügel der Leitung habe schleifen lassen. Im Osten kommt ihm unleugbar das Verdienst zu, im entscheidenden Augenblick entschlossen eingegriffen und in der Wahl der neuen Männer einen sicheren Blick bewiesen zu haben. Seine Wahl fiel auf General von Hindenburg als Oberbefehlshaber und General Ludendorff als Chef des Generalstabes. Beide Männer waren von nun ab bis zum Kriegsende unlöslich miteinander verbunden. Ihnen war es beschieden, im Osten die Heimat vor dem Einbruch der Russen zu schützen und später an die Spitze der Obersten Heeresleitung zu treten. Mutig haben sie in den schwersten Schicksalsstunden des Deutschen Reiches am Steuer gestanden. Es ist müßig, darüber zu streiten, wem von beiden die größere Ehre gebührt. In seiner schlichten Weise äußert sich der Feldmarschall in seinen Erinnerungen über diese Frage mit den Worten: „Wie will und kann der Außenstehende das Verdienst des einzelnen scharf abgrenzen? Man trifft sich in Denken und Handeln, und die Worte des einen sind oftmals nur der Ausdruck der Gedanken und Erinnerungen des anderen!“ So blieb es in guten und bösen Tagen bis zu jenem 28. September 1918, als sich wiederum die Gedanken beider fanden, bevor sie zu Worten geworden waren, und beide Männer sich mit

dem schweren Entschluß begegneten, ein Ende des Kampfes zu suchen. Ehre und Dank ihnen beiden!

Am 22. August 1914 schrieb Moltke an General Ludendorff, der damals noch Oberquartiermeister der 2. Armee im Westen war, einen Brief, der die Lage scharf beleuchtet: „Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer als die Erstürmung Lüttichs. Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. Seien Sie nur nicht böse, daß ich Sie von einem Posten abberufe, auf dem Sie vielleicht dicht vor einer entscheidenden Aktion stehen, die, so Gott will, durchschlagend sein wird. Sie müssen auch das Opfer dem Vaterlande bringen. Auch der Kaiser sieht mit Vertrauen auf Sie. Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden. Folgen Sie also dem neuen Ruf, der der ehrenvollste für Sie ist, der einem Soldaten werden kann. Sie werden das in Sie gesetzte Vertrauen nicht zuschanden machen." — Er sollte es weit über alles Erwarten rechtfertigen.

General von Hindenburg, zuletzt Kommandierender General in Magdeburg, lebte seit seiner Verabschiedung in Hannover. Sehnsüchtig wartete er bei Kriegsbeginn, ob sein Kaiser und König nicht seiner bedürfe. Da plötzlich erhielt er am 22. August nachmittags aus dem Großen Hauptquartier die Anfrage, ob er zu sofortiger Verwendung bereit wäre. „Gegen 3 Uhr nachts", so erzählt er in seinen Erinnerungen, „fuhr ich, in der Eile noch unfertig ausgerüstet, zum Bahnhof und stand dort erwartungsvoll in der mäßig beleuchteten Halle. Meine Gedanken rissen sich von dem heimischen Herde, den ich so plötzlich verlassen mußte, erst los, als der kurze Sonderzug einfuhr. Ihm entstieg mit frischem Schritt General Ludendorff, sich bei mir als mein Chef des Generalstabes der 8. Armee meldend ... Zur Zeit schien die Lage bei dieser Armee folgende zu sein: Die Loslösung vom Feinde war gelungen. Das I. Armeekorps und die 3. Reservedivision befanden sich

in Abbeförderung mit der Bahn nach Westen, während das I. Reservekorps und das XVII Armeekorps der Weichsellinie im Fußmarsch zustrebten. Das XX. Armeekorps stand noch auf seinem Posten an der Grenze südlich Allenstein. Ich war mit meinem nunmehrigen Armeechef in kurzem in der Auffassung der Lage einig. General Ludendorff hatte schon von Koblenz aus die ersten unaufschiebbaren Weisungen geben können, die dahin zielten, die Fortführung der Operation östlich der Weichsel sicherzustellen. Dazu gehörte in erster Linie, daß die Transporte des I. Armeekorps nicht zu weit nach Westen geführt, sondern auf Deutsch-Eylau, also feindwärts hinter den rechten Flügel des XX. Armeekorps herangeleitet wurden. Alles Weitere mußte und konnte erst bei unserem Eintreffen im Hauptquartier der Armee in Marienburg entschieden werden . . .

So fuhren wir denn einer gemeinsamen Zukunft entgegen, uns des Ernstes der Lage voll bewußt, aber auch voll festen Vertrauens zu Gott dem Herrn, zu unseren braven Truppen und nicht zuletzt zueinander. Jahrelang sollte von nun ab das gemeinsame Denken und die gemeinsame Tat uns vereinen."

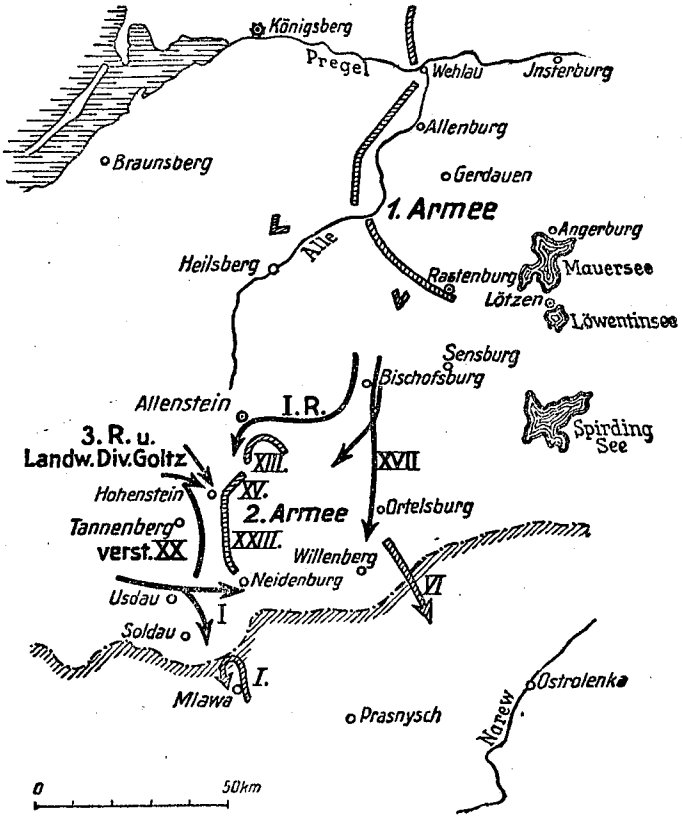
Am 23. August nachmittags trafen die neuen Führer im Hauptquartier Marienburg ein und nahmen sofort die Zügel fest in die Hand. Klare, sichere Anordnungen leiteten eine der glänzendsten Schlachten der Weltgeschichte, die Schlacht bei Tannenberg, ein. Aus dem Rückzug wurde ein Angriff, der zur Vernichtung des Gegners führte.

Die Njemenarmee Rennenkampfs war der deutschen 8. Armee nur sehr zögernd gefolgt und hatte die Angerapp am 23. noch nicht überschritten. Aber auch Samsonow ging nur vorsichtig vor, in der Befürchtung, von der Weichsel her in seiner linken Flanke angegriffen zu werden. Der russische Oberbefehlshaber der Nordwestfront, General Shilinski, dem die 1. und 2. Armee unterstanden, drängte die 2. Armee zu beschleunigtem Vormarsch auf Allenstein. Am 23. erreichte sie die ungefähre Linie Ortelsburg-Neidenburg-Soldau. Über die russischen Ab-

sichten war man bei der deutschen 8. Armee unterrichtet. In der Tasche eines gefallenen russischen Offiziers war ein Schriftstück gefunden worden, aus dem der Plan des auf einen gemeinsamen Mittelpunkt gerichteten Angriffs durch die 1. und 2. Armee hervorging. Bei Warschau sollte noch eine dritte Armee bereitgestellt werden.

Auf deutscher Seite fanden Hindenburg und Ludendorff bei ihrem Eintreffen in Marienburg am 23. August folgende Lage vor: Das XX. Armeekorps unter General von Scholtz, verstärkt durch Landwehr und Festungstruppen, stand südlich Hohenstein der anmarschierenden Armee Samsonows gegenüber. Zur Verstärkung war hinter dem linken Flügel des Korps die 3. Reservedivision bei Allenstein eingetroffen. Unter diesem Schutz vollzogen sich die Bewegungen der 8. Armee. Das I. Armeekorps war auf der Bahn unterwegs, um über Königsberg-Marienburg nach Deutsch-Eylau zu fahren. Von hier aus konnte es gegen den linken Flügel der Narewarmee angesetzt werden. Durch Fußmarsch hatten das I. Reservekorps und das XVII. Armeekorps die Linie Angerburg-Insterburg überschritten. Die 1. Kavalleriedivision stand südlich Insterburg der Armee Rennenkampfs gegenüber.

Der Plan, den Hindenburg faßte, war klar und einfach. Wir können ihn nicht besser wiedergeben als mit seinen eigenen Worten: „Wir stellen zunächst der dichten Masse Samsonows eine dünne Mitte gegenüber. Ich sage dünn, nicht schwach. Denn Männer sind es mit stählernem Herzen und stählernem Willen. In ihrem Rücken die Heimat, Weib und Kind, Eltern und Geschwister, Hab und Gut! Es ist das XX. Korps, brave West- und Ostpreußen. Mag diese dünne Mitte unter dem Drucke der feindlichen Massen sich auch biegen, wenn sie nur nicht bricht. Während diese Mitte kämpft, sollen zwei wuchtige Gruppen an deren beide Flügel zum entscheidenden Angriff heranrücken. Die Truppen des I. Armeekorps, durch Landwehr verstärkt, werden von rechts her aus dem Nordwesten, die Truppen des XVII. Armeekorps und I. Reservekorps zusammen mit einer Landwehrbrigade werden von links her aus dem Norden und Nordosten zur Schlacht heran-



Die Schlacht bei Tannenberg.

geholt. Auch die Soldaten des XVII. Armeekorps und I. Reservekorps, ebenso wie die Männer der Landwehr und des Landsturms haben alles, was das Leben lebenswert macht, in ihrem Rücken."

Bescheiden nennt Hindenburg seinen Plan einfach. Im Kriege ist nach dem bekannten Worte von Clausewitz alles einfach. Aber das Einfache ist schwer. Hier war es doppelt schwer. Es war eine bewundernswerte Kühnheit, die Armee zu dem großen Schlage nach der Gegend südlich Allenstein zusammenzuziehen, während Rennenkampf über die Angerapp gegen ihren Rücken vorgehen konnte. Rücksichtslos wurde alles zur Schlacht herangezogen, was irgendwo an Truppen vorhanden war. Was sich in Graudenz und Thorn an Landwehr noch befand, mußte hergegeben werden. Den Rücken gegen Rennenkampf deckte allein die 1. Kavalleriedivision, unterstützt von der Feste Lötzen und der Festung Königsberg. Das war ein großes Wagnis. Aber es wurde unternommen, um den Feind bei Allenstein nicht nur schlagen und über die Grenze zurückwerfen zu können, sondern um ihn zu umklammern und zu vernichten. Denn nur in diesem Falle war es Hindenburg möglich, sich nachher gegen Rennenkampf zu wenden und ihm, wenn möglich, dasselbe Schicksal zu bereiten. Dann war Preußen vom Feinde befreit, und die 8. Armee stand für weitere Aufgaben bereit. Gelang der Plan, dann waren die vielgerühmten Operationen Napoleons von 1796[1] und 1814[2] auf der inneren Linie weit übertroffen. Und er gelang.

Seine Absicht faßte Hindenburg am 23. August in der kurzen Meldung an die Oberste Heeresleitung zusammen: „Vereinigung der Armee am 26. August beim XX. Armeekorps für umfassenden Angriff geplant." Alles kam darauf an, daß General von Scholtz seine Stellung bei Gilgenburg hielt, bis General von François in der Lage war, in Richtung über Usdau den linken Flügel des Gegners anzugreifen, ihn zurückzuwerfen und dann

[1] Feldzug Napoleons gegen die Österreicher in Oberitalien. [2] Feldzug Napoleons gegen das Heer der Preußen, Russen und Österreicher unter Blücher und Schwarzenberg.

ihm in Richtung auf Neidenburg in den Rücken zu gehen, während das I. Reservekorps (General Otto v. Below) und XVII. Armeekorps (General v. Mackensen) über Bischofsburg den rechten Flügel des Gegners angreifen und ihn auch von Osten her umklammern konnten.

In den nächsten Tagen schob sich die Armee Samsonow mit den Hauptkräften gegen das XX. Armeekorps vor, das seinen linken Flügel zurückbiegen mußte. Je weiter hier der rechte Flügel des Feindes in Richtung Allenstein vordrang, um so wirksamer mußte ihn der Stoß der Generale von Below und von Mackensen in der Flanke treffen. Die mit der Bahn eintreffende Landwehrdivision Frhr. v. d. Goltz verstärkte den linken Flügel des Generals von Scholtz. Am 26. begann die Schlacht auf der ganzen Linie. Bis zum 31. dauerte das gewaltige Ringen. Dann war der Kreis um die russische Armee geschlossen.

Nicht ohne schwere Krisen hat sich dieses gewaltige Ergebnis vollzogen. Allmählich machte sich doch das Vorgehen Rennenkampfs in den Rücken der 8. Armee fühlbar. Je länger die Schlacht sich hinzog, um so größer wurde die Sorge, ob es möglich sei, den Kampf gegen Samsonow durchzuführen. Es gehörte ein starker Wille dazu, um an dem Entschluß festzuhalten. Falsche Meldungen wirkten störend ein, und Mißverständnisse durchkreuzten die Absichten Hindenburgs. Am 27. sollten die Russen bei Mühlen durchgebrochen sein. Die 41. Division erlitt am 28. bei Waplitz einen schweren Rückschlag. An demselben Tage wurde das XVII. Armeekorps aus seiner entscheidenden südlichen Richtung durch ein Mißverständnis abgelenkt und verlor Zeit durch einen verfehlten Marsch auf Allenstein. Noch am letzten Tag, am 30., als die Schlacht gewonnen war, entstand eine große Krisis, als Meldungen über den Vormarsch starker Kräfte von Mlawa auf Neidenburg und auf Ortelsburg einen russischen Entsatzversuch ankündigten. Es gelang, auch diese Gefahr abzuwehren. Alles dies machte den deutschen Heerführer nicht wankend. Am 31. konnte Hindenburg seinem Kaiser und König melden, daß sich am Tage vorher der Ring

um die russische Armee geschlossen habe, und daß der größte Teil der Armee vernichtet sei.

Noch war der Gefechtslärm auf dem Schlachtfelde von Tannenberg nicht verstummt, als bereits die Vorbereitungen für den Angriff gegen die Armee Rennenkampf begannen.

Am Schlusse seiner geistreichen Ausführungen über „Kannae" (bei Kannae in Italien fand im Jahre 216 eine Schlacht statt, in der die Römer hauptsächlich durch die zweckmäßige Schlachtordnung Hannibals, des Führers der Karthager, vollständig besiegt wurden) sagte Graf Schlieffen: „Eine vollkommene Schlacht bei Kannae ist in der Kriegsgeschichte nur selten zu finden." Daher habe es außer Sedan eine vollkommene Vernichtungsschlacht nicht gegeben. Hier bei Tannenberg fand sich ein Hannibal und brachte ein neues Kannae zuwege, vielleicht ein größeres als bei Sedan. Denn dem Feldherrn in Ostpreußen stand nicht die große Überlegenheit wie Moltke bei Sedan zur Verfügung. An Gesamtzahl waren die Russen in Ostpreußen mit 504000 Mann den 196000 Deutschen um mehr als das Doppelte überlegen. Aber der deutsche Führer, der den letzten Mann herangezogen hatte, verstand es trotzdem, auf dem Schlachtfelde von Tannenberg 166000 Mann gegen 200000 Russen zu vereinigen, sie einzukreisen, zu vernichten oder gefangenzunehmen. Über 200000 Russen unter Rennenkampf blieben einen Tagemarsch vom Schlachtfeld stehen und ließen sich durch einen Kavallerieschleier fesseln; weitere 92000 Russen warteten untätig bei Warschau. Unermeßlich war die Beute, die Zahl der Gefangenen betrug 92000.

Man hat gesagt, die Operation Hindenburgs sei vom Glück begünstigt worden. Das ist gewiß richtig. Aber nur der Kühne, der entschlossen zugreift, erfaßt die flüchtige Gunst des Augenblicks; nur der wirkliche Feldherr vermag alle sich auftürmenden Bedenken zurückzustellen; nur wer Großes wagt, hat großen Gewinn.

*

7. Der Durchbruch bei Gorlice[1].

Die schweren Kämpfe in den ersten Monaten des Jahres 1915 waren im Westen und Osten zu Ende gegangen, ohne daß eine kriegsentscheidende Wendung eingetreten war. So kam das Frühjahr heran. Auf beiden Seiten erwogen die Gegner, was nun zu geschehen habe, um die Operationen wieder in Fluß zu bringen und einen Umschwung der Kriegslage herbeizuführen. Am dringlichsten war diese Frage für Deutschland, für das jeder Stillstand, jedes Hinausschieben der Entscheidung durchaus unerwünscht sein mußte.

Im Westen glaubte der Generalstabschef von Falkenhayn weiteren Durchbruchsversuchen des Feindes mit sicherem Selbstgefühl entgegensehen zu können, ohne sich durch das zahlenmäßig für uns ungünstige Kräfteverhältnis beirren zu lassen. Mit Recht konnte er sagen, daß die deutschen Truppen im Westen auf dem Höhepunkt der Leistungsfähigkeit standen und von dem Bewußtsein der inneren Überlegenheit über den Feind getragen wurden. Die Stellungen wurden täglich stärker, und die Truppen lernten mehr und mehr ihr Kampfverfahren dem Stellungskrieg anzupassen.

Alle Erwägungen wurden beherrscht durch die immer dringender gewordene Rücksicht auf Österreich-Ungarn. Bevor Italien in den Krieg eintrat und starke Kräfte der Mittelmächte auf sich zog, mußte die Ostfront gefestigt, die hier drohende Gefahr von der Donaumonarchie abgewendet werden. So entschloß man sich zu einer Unternehmung gegen das russische Heer. Die Front mußte durchbrochen werden. Als Durchbruchstelle bestimmte die Oberste Heeresleitung die Gegend von Tarnow—Gorlice (südöstlich Krakau).

Hiermit traten zum ersten Male die Mittelmächte im Mai 1915 an eine Aufgabe heran, die, wie der Verlauf des Weltkrieges gezeigt hat, als eine der schwersten be-

[1] Diese Durchbruchsschlacht hat insofern eine besondere Bedeutung, daß sie den Erfolg hatte, den Stellungskrieg wieder in einen Bewegungskrieg an der Ostfront gebracht zu haben. Im Verlaufe dieses Krieges wurden die Russen gezwungen, sich auf der ganzen Linie in das Innere Rußlands zurückzuziehen.

zeichnet werden muß, die man einer Truppe stellen kann: Starke, tapfer verteidigte Stellungen sollten frontal angegriffen und auf breitem Raum so durchbrochen werden, daß der Erfolg sich operativ in weitem Umfang geltend machte. Man hat dem deutschen Generalstabe vorgeworfen, daß er durch seinen Lehrmeister, den Grafen von Schlieffen, zu einer einseitigen Bevorzugung der Umfassung erzogen und für die Aufgabe des Durchbruchs ungenügend vorbereitet gewesen sei. Generalstab und Truppe sollten nun zeigen, wie sie der ungewohnten Aufgabe Herr zu werden verstanden.

In dem Raum südöstlich Krakau, zwischen dem Nordfuß der Karpathen und der oberen Weichsel, sollte über Tarnow—Gorlice der Stoß erfolgen. Taktisch wie operativ war die Angriffsrichtung gut gewählt. Eine große Entscheidung konnte auf diesem Wege erreicht werden.

Es war ein fremdartiges, wenig anziehendes Land, das die vom Westen herangeführten deutschen Krieger in Galizien betraten. Die Straßen waren in einem trostlosen Zustande. General von François, der eins der am Angriff beteiligten Korps führte, erzählt, wie der Oberbau der Straßen unter der Last der Kraftwagenkolonnen zusammenbrach und wie bald Loch bei Loch lag. Die schweren Fahrzeuge der Bagagen und Trains kamen hier nicht vorwärts und mußten gegen leichte landesübliche Gefährte umgetauscht werden. Eine Reihe von querliegenden Flußläufen war zu überwinden, wenn der Durchbruch gelang.

In der Zeit vom 21. bis 27. April wurden die anrollenden deutschen Divisionen ausgeladen und rückten vorsichtig in die Ausgangsstellungen ein, nachdem diese unauffällig erkundet worden waren. Die erkundenden deutschen Offiziere hatten österreichische Uniformen angelegt, um nicht aufzufallen. Auch die Flieger gingen nur mit Vorsicht vor.

In dem Angriffsfeld stand zwischen oberer Weichsel und dem Lupkower Karpathenpaß die russische 3. Armee unter Befehl des Generals Radkao Dmitrijew, der ursprünglich Bulgare war, gegenüber. Die russischen Stel-

lungen waren sorgfältig und geschickt ausgebaut. Drei hintereinanderliegende Stellungen waren von den deutschen Fliegern erkannt worden. General Danilow berichtet, daß weitere große operative rückwärtige Stellungen nicht vorhanden gewesen seien.

Am 1. Mai war alles zum Angriff fertig, 700 Geschütze waren bei der 11. Armee feuerbereit. Den Armeekorps waren zahlreiche Minenwerfer zugeteilt, die aus naher Entfernung schwere Minen mit gewaltiger Zerstörungskraft und starker moralischer Wirkung auf die feindlichen Stellungen zu werfen bestimmt waren. Die Infanterie hatte sich größtenteils bereits in die Sturmstellungen auf Entfernung von etwa 200 Meter von den russischen Gräben herangearbeitet. Wo dies noch nicht beendet war, geschah es in der Nacht zum 2. Mai. Das Einschießen der Artillerie begann am 1. Mai nachmittags. In der Nacht zum 2. Mai und am anderen Morgen folgte das Wirkungsschießen. Um 10 Uhr vormittags am 2. Mai sollte der Infanterieangriff losbrechen.

Geben wir einem Mitkämpfer, dem tapferen General von François, Führer des XXXXI. Reservekorps, das Wort, der in seinem Buche „Gorlice" (Verlag Köhler, Leipzig) den Beginn des Angriffs schildert:

„Das große Räderwerk des gewaltigen Dramas setzte sich in Bewegung. Von 11—1 Uhr (in der Nacht vom 1. zum 2. Mai) legte sich ruhiges Streufeuer auf die russischen Gräben, Unterkünfte und Anmarschstraßen. Wo die Sturmstellung noch nicht erreicht war, arbeitete sich unsere Infanterie heran an den Feind. Von 12.05 bis 12.15 Uhr mitternachts ruhte das Feuer; aus den deutschen Gräben stiegen Leuchtkugeln auf. Um 1 Uhr nachts schweigen die Geschütze; die Sturmstellungen werden vervollständigt, Pionier- und Infanteriepatrouillen mit Drahtscheren kriechen vorwärts zum russischen Drahtverhau, um Gassen zu öffnen. Um 3 Uhr morgens setzt von neuem sparsames allmählich absterbendes Streufeuer ein bis 6 Uhr morgens.

Fünf Minuten vor 6 Uhr! Schußfertig stehen die Kanoniere an den Geschützen, die Infanteristen haben

Sturmgepäck angelegt und drängen an die Brustwehr, um zu hören und zu sehen . . .

Sechs Uhr! Der Zwölfzentimeter bei Höhe 696 gibt den Signalschuß, und alle Batterien, von den Feldkanonen bis zu den schweren Mörsern, feuern schlagartig eine Salve nach den russischen Stellungen. Dann folgt ein Rollen und Grollen, ein Krachen und Stampfen; siebenhundert Geschütze öffnen den Feuerrachen und speien Stahl und Eisen, das zischend und pfeifend die Luft durchschneidet. Drüben bohren sich die Geschosse in den Boden und werfen Erdmassen, Holzsplitter und Hindernisteile meterhoch in die Luft. Jenseits der russischen Linien schlagen Rauch und Flammen aus Gehöften und Dörfern . . .

Der Uhrzeiger steht auf 9! In das Wirkungsschießen der Artillerie mischt sich ein neues Getöse. Die Minenwerfer beginnen jetzt ihr Zerstörungswerk. Kleine und große Minen fliegen in hohem Bogen, dem Auge sichtbar, über die Sturmstellung hinweg in die feindliche Stellung. Scharf und nervenerschütternd ist das Krachen der Geschütze. Die Bäume brechen wie Streichhölzer, riesige Stämme werden hoch geschleudert, die Steinmauern der Häuser fallen in Trümmer, Erdfontänen spritzen aus dem Boden. Das Erdreich bebt, die Hölle scheint entfesselt.

Unsere Feldgrauen lehnen an der Brustwehr und beobachten mit leuchtenden Augen das grausig-schöne Bild. Da eilt der Befehl durch die Reihen von Mann zu Mann: Fertig zum Sturm, noch 3 Minuten! Die Gedanken eilen zurück auf das Leben, das rückwärts liegt; sie fliegen in die Heimat. Sonntag ist es. Dort gehen sie jetzt in die Kirche und beten für dich. Mancher bittet zum Himmel: Herr, gib mir Kraft, daß ich bestehe als tapferer deutscher Mann.

Zehn Uhr! Das Minenfeuer verstummt, die Artillerie verlegt das Feuer. Schrille Pfiffe. Über die Brüstung hinweg stürzt die erste Sturmwelle vorwärts auf den Feind."

In einer Breite von 45 km erfolgte der Ansturm. Nördlich von der 11. Armee, zwischen ihr und der Weichsel,

griff die 4. k. u. k. Armee an, südlich von der 11. Armee schloß sich der rechte Flügel der 3. k. u. k. Armee dem Angriff an. Bei der 11. Armee gingen vier Armeekorps in erster Linie vor. In zweiter Linie folgten das X. Armeekorps, das zuletzt mit der Bahn eingetroffen war, und die Kavalleriedivision. Auf der ganzen Linie wurde das Angriffsziel des ersten Tages erreicht, am Abend war die erste russische Stellung genommen und in der Tiefe von mehreren Kilometern durchstoßen. Die musterhaften Anordnungen des Oberkommandos und der Kommandierenden Generale, die stürmische Tapferkeit der Truppen hatten in gleicher Weise zu dem Erfolge beigetragen. Zum ersten Male wurde den erstaunten Gegnern im Osten und Westen bewiesen, daß der Durchbruch durch ihre Stellungen für deutsche Truppen keineswegs eine unlösbare Aufgabe war. Auch die Zweifler im eigenen Lager wurden eines Besseren belehrt.

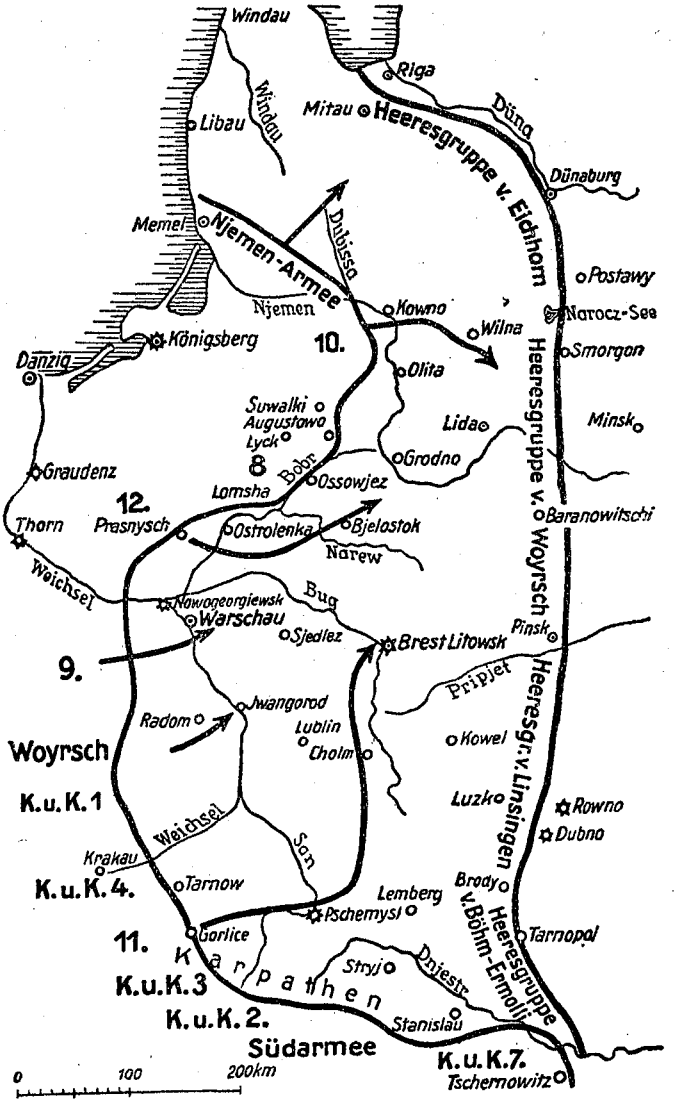
Die Überraschung des Gegners war im wesentlichen gelungen. Danilow behauptet, daß den Russen infolge Mangels an Flugzeugen das Zusammenziehen der deutschen Truppen in Westgalizien seit Mitte April entgangen sei. Erst in den letzten Apriltagen trafen genauere Nachrichten ein, als es bereits zu spät war, um stärkere Reserven heranzuziehen. Den Erfolg der Deutschen schiebt Danilow dem furchtbaren deutschen Trommelfeuer zu, das einen erschütternden Eindruck auf die russischen Truppen gemacht habe. Nach kurzer Zeit seien Gräben und Drahtverhaue dem Erdboden gleichgemacht gewesen. Von deutscher Seite wird dagegen berichtet, daß die Artillerie doch nicht ganz in dem Maße gewirkt habe, wie erwartet worden war. Viele Gräben seien unversehrt und die Drahthindernisse nicht zerstört gewesen. Mit solcher Wirkung wird man auch selten bei einer verhältnismäßig kurzen Artillerievorbereitung rechnen können. Nur wo tage- und wochenlang um dieselben Stellungen gekämpft wird und der Angriff unter Verwendung einer riesigen Artillerie langsam und methodisch vorrückt wie in der Sommeschlacht 1916 und der Flandernschlacht 1917 wird das ganze

Kampfgelände allmählich in eine Wüste von schlammigen Granattrichtern verwandelt.

Sollen die feindlichen Stellungen schlagartig durchbrochen werden, wie es bei Gorlice geschah, und wie es bei der großen Frühjahrsoffensive im Westen im Jahre 1918 erstrebt wurde, dann muß die Überraschung des Gegners dem Angreifer zu Hilfe kommen. Ein tagelanges vorheriges Beschießen der feindlichen Stellungen schließt aber eine Überraschung aus. Der Gegner kann seine Reserven rechtzeitig nach dem bedrohten Punkte zusammenziehen. Eine kurze Artillerievorbereitung von der Dauer einiger Stunden vermag die feindlichen Stellungen und Hindernisse nicht zu zerstören. Der Schwerpunkt wurde daher im Jahre 1918 auf ein Verfahren gelegt, das bezweckte, die Artillerie des Verteidigers zu lähmen, die Infanterie in die Deckung zu scheuchen, dann mit der eigenen Infanterie plötzlich vorzubrechen und unter dem Schutze einer sprungweise vorangehenden Feuerwalze von Artilleriegeschossen vorzugehen. Als wesentliches Mittel zur Lähmung des Gegners bildete sich immer mehr das Gasschießen der Artillerie heraus.

So hat sich allmählich das Angriffsverfahren im Stellungskampf von den Tagen von Gorlice bis zum 21. März 1918, dem Beginn unserer großen Frühjahrsoffensive, gewandelt.

Ein großer Erfolg war am 2. Mai abends errungen. Aber es war nur der Beginn des Durchbruchs. Noch waren zwei rückwärtige Stellungen des Gegners zu überwinden. Aber vom Großen Hauptquartier, das vor Beginn der Offensive nach Pleß in der Nähe der österreichisch-ungarischen Heeresleitung übergesiedelt war, konnte doch schon am 3. Mai der Heeresbericht herausgegeben werden: „Im Beisein des Oberbefehlshabers, des Marschalls Erzherzog Friedrich, und unter der Führung des Generaloberſten v. Mackensen haben die verbündeten Truppen gestern nach erbitterten Kämpfen die ganze russische Front in Westgalizien von nahe der ungarischen Grenze bis zur Mündung des Dunajez in die Weichsel an zahlreichen Stellen durchstoßen und überall eingedrückt. Diejenigen Teile des



Der Durchbruch bei Gorlice.

Feindes, die entkommen konnten, sind in schleunigstem Rückzuge nach dem Osten, scharf verfolgt von den verbündeten Truppen. Die Trophäen des Sieges lassen sich noch nicht annähernd übersehen." In Berlin läuteten am 3. Mai die Kirchenglocken.

Aber am 3. Mai und in den folgenden Tagen trafen unsere vordringenden Truppen vor der zweiten und dritten russischen Stellung doch noch auf hartnäckigen Widerstand, der erst nach harten Kämpfen überwunden wurde. Russische Verstärkungen waren herbeigeholt und unmittelbar nach dem Eintreffen bruchstückweise in den Kampf geworfen worden.

Aber der Angriff blieb im Fluß. Am 5. Mai war der Durchbruch vollendet, und am 7. Mai wurde der Wislock erreicht. Die 3. russische Armee war auf der ganzen 150 km breiten Front von der Weichsel bis zu den Karpathen am Lupkower Paß im Rückzuge, der teilweise in Flucht überging. Die Wirkung der Niederlage übertrug sich auf die Nachbarfronten, schon begann die russische Karpathenfront südwärts am 8. Mai zu wanken. Auch nördlich der Weichsel gingen die Russen von der Nida seit dem 10. Mai zurück.

Bereits am 4. Mai hatte General v. Falkenhayn die Heranführung einer weiteren Division aus dem Westen zur Verstärkung angeordnet. Ein starker russischer Gegenstoß in der Bukowina drängte die k. u. k. 7. Armee des Generals von Pflanzer-Baltin zurück. General von Conrad wollte sich auf Kosten der Stoßgruppe verstärken. Falkenhayn widersprach entschieden und bewies sein klares Urteil. In Westgalizien, so teilte er Conrad am 10. Mai mit, liege die Entscheidung. Die Stoßgruppe dürfe nicht zu Nebenzwecken geschwächt werden. Es spiele keine Rolle, ob die Gruppe Pflanzer-Baltin einige Kilometer zurückgedrängt werde.

Die 11. Armee hatte bis dahin an 100000 Gefangene eingebracht und 80 Geschütze erbeutet. Über die Stimmung, die in den siegreichen Truppen herrschte, berichtet der deutsche bevollmächtigte General beim k. u. k. Armee-Oberkommando, General von Cramon, der der Schlacht

bei Tarnow und Gorlice beigewohnt hatte, folgendermaßen: „Nur wer die tiefe Gedrücktheit nach der Karpathenschlacht miterlebt hat, kann so recht aus Herzensgrund empfinden, was Gorlice bedeutete: die Befreiung von schier unerträglichem Druck, ein Aufatmen nach schwersten Sorgen, wiedererwachte Zuversicht und lockende Siegesaussicht."

Unter diesen Umständen entschlossen sich die verbündeten Heeresleitungen am 12. Mai, die Offensive bis zur Linie des San und Dnjestr fortzusetzen. Der deutschen 11. Armee wurde dabei die Richtung auf Jaroslau zugewiesen. Rechts und links von ihr sollten die 3. und 4. k. u. k. Armee angreifen, während sich weiter südlich in den Karpathen die Truppen dem Vorgehen anzuschließen hatten. Aber wenn diese Linie erreicht war, wollte Falkenhayn die Operation abbrechen und die 11. Armee für eine anderweitige Verwendung herauslösen. Er hielt an seinem ursprünglichen Ziele fest, nur eine Lähmung des Gegners auf absehbare Zeit zu erreichen.

„Dichtung und Wissen"

Sammlung wertvoller Lesestoffe

1. Reihe (Dichtung).

1. Gedichte.

Band 18: **Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte.** 1. Teil (Von den Anfängen deutscher Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters.)
„ 19: **Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte.** 2. Teil. (Von der Reformation bis zum Wiener Kongreß.)
„ 19a: **Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte.** 3. Teil. (Von Fremdherrschaft und Befreiung bis zur Gegenwart.)

2. Märchen.

Band 1: **Träumereien an französischen Kaminen.** Von Richard v. Volkmann-Leander.
„ 2: **Das kalte Herz.** Von Wilhelm Hauff.
„ 17: **Geschichten aus der Tonne.** Von Theodor Storm.
„ 40: **Zwerg Nase, Kalif Storch und andere Märchen.** Von Wilhelm Hauff.
„ 41: **Ausgewählte Märchen** der Brüder Grimm.
„ 44: **Märchen von Andersen.**
„ 48: **Das Zauberpferd und andere Märchen aus Tausendundeiner Nacht.**

3. Sagen. (Helden- und Volkssagen.)

Band 32: **Das Nibelungenlied.** Übersetzung von Karl Simrock mit verbindendem Text von Ludwig Uhland.
„ 33: **Das Gudrunlied.** Übersetzung von Karl Simrock mit verbindendem Text von Ludwig Uhland.
„ 45: **Der Ewige Jude, Doktor Faustus und andere Geschichten.** Von Ludwig Aurbacher.

4. Schwänke und Volksbücher.

Band 12: **Münchhausens abenteuerliche Reisen.** Von Gottfried August Bürger.
„ 24: **Heitere und nachdenkliche Geschichten.** Aus Hebels Schatzkästlein.
„ 47: **Schelmenstreiche. Lustige Geschichten von Till Eulenspiegel, den sieben Schwaben und den Schildbürgern.**

5. Erzählungen und Novellen.

Band 3: **Die Judenbuche.** Von Annette v. Droste-Hülshoff.
„ 6: **Pole Poppenspäler.** Von Theodor Storm.
„ 7: **Der Schimmelreiter.** Von Theodor Storm.
„ 13: **Von tapferen Frauen: Genoveva. — Elsi, die seltsame Magd.** Von Christoph v. Schmid und Jeremias Gotthelf.
„ 14: **Das Fähnlein der sieben Aufrechten.** Von Gottfried Keller.
„ 15: **Kleider machen Leute. — Die drei gerechten Kammacher.** Von Gottfried Keller.
„ 16: **Bötjer Basch.** Von Theodor Storm.
„ 22: **In St. Jürgen. — Abseits.** Von Theodor Storm.
„ 25: **Abenteuerliche Geschichten.** Von Gerstäcker und Hebbel.
„ 26: **Bilder aus dem Volksleben: Wie Joggeli eine Frau sucht. — Das Erdbeeri-Mareili. — Der Mordioführmann.** Von Jeremias Gotthelf.
„ 27: **Michael Kohlhaas.** Von Heinrich v. Kleist.
„ 29: **Kulturgeschichtliche Erzählungen: Der stumme Ratsherr. — Der Stadtpfeifer.** Von W. H. Riehl.
„ 30: **Der abenteuerliche Simplizissimus.** Von Grimmelshausen.
„ 31: **Der Heinerle von Lindelbronn.** Von Emil Frommel.
„ 34: **Aus dem Leben eines Taugenichts.** Von Joseph von Eichendorff.
„ 35: **Die Frühglocke. — Der Ad'm.** Von Adolf Schmitthenner.
„ 36: **Robinson Crusoe.** Von Daniel Defoe.
„ 37: **Mozart auf der Reise nach Prag.** Von Eduard Mörike.
„ 38: **Sigismund Rüstig.** Ein Steuermann. Nach Marryat.
„ 39: **Gustav Adolfs Page.** Von Conrad Ferdinand Meyer.
„ 42: **Ut mine Stromtid.** Von Fritz Reuter.
„ 43: **Aus der Welt der Arbeit.** Erzählungen von Peter Rosegger u. a.
„ 49: **Memoiren eines Dorfjungen.** Von Friedrich Wilhelm Grimme.
„ 50: **Das Amulett.** Von Conrad Ferdinand Meyer.
„ 51: **Zwei Häuser und zwei Inschriften.** Von Friedrich Wilhelm Grimme.
„ 52: **Der Schuß von der Kanzel.** Von Conrad Ferdinand Meyer.
„ 53: **Friedemann Bach.** Von A. E. Brachvogel.

6. Epische Dichtungen.

Band 5: **Hermann und Dorothea.** Von Johann Wolfgang v. Goethe.
„ 10: **Dreizehnlinden.** Von Friedrich Wilhelm Weber.
„ 11: **Goliath.** Von Friedrich Wilhelm Weber.

7. Dramen.

Band 4: **Wilhelm Tell.** Von Friedrich v. Schiller.
„ 9: **Minna v. Barnhelm.** Von Gotthold Ephraim Lessing.
„ 20: **Wallensteins Lager. — Die Piccolomini.** Von Friedrich v. Schiller.
„ 21: **Wallensteins Tod.** Von Friedrich v. Schiller.
„ 23: **Die Jungfrau von Orleans.** Von Friedrich v. Schiller.
„ 28: **Agnes Bernauer.** Von Friedrich Hebbel.
„ 54: **Prinz Friedrich von Homburg.** Von Heinrich v. Kleist.
„ 55: **Egmont.** Von Johann Wolfgang v. Goethe.
„ 56: **Ernst Herzog von Schwaben.** Von Ludwig Uhland.

8. Legenden.

Band 46: **Christuslegenden.** Von Selma Lagerlöf und Anna Freiin von Krane.

*

2. Reihe (Wissen).

1. Geschichte.

Band 1: **Die Erhebung von 1813.** Von Gustav Freytag.
„ 2: **Aus dem Staate Friedrichs des Großen.** Von Gustav Freytag.
„ 3: **Der Dreißigjährige Krieg.** Von Gustav Freytag.
„ 4: **Von den Straßen einer Stadt. Aus deutschen Dörfern, nach 1300.** Von Gustav Freytag.
„ 5: **Die Besiedlung des Ostens.** Von Gustav Freytag.
„ 6: **Das Christentum unter den Germanen. Karl der Große.** Von Gustav Freytag.
„ 7: **Von den alten Germanen.** Von Gustav Freytag.
„ 24: **Meister Heinrich Gresbecks Bericht von der Wiedertaufe in Münster.**
„ 26: **Kulturgeschichtliche Erzählungen: Im Jahre des Herrn. — Der Dachs auf Lichtmeß. — Jörg Muckenhuber. — Rheingauer Deutsch.** Von W. H. Riehl.
„ 27: **Armin und die Befreiung Deutschlands.** Von P. Groß.
„ 28: **Schlachten des Weltkrieges. Darstellungen und Erlebnisse von Kriegsteilnehmern.**

2. Erdkunde.

Band 14: **In Tundra und Steppe.** Von A. E. Brehm.
„ 16: **Den Nil aufwärts.** Von A. E. Brehm.
„ 17: **Im Sattel durch Indo-China.** Von Otto E. Ehlers.
„ 18: **Reisebilder aus Indien und China.** Von Otto E. Ehlers.
„ 21: **Meine Wallfahrt nach Mekka.** Von Heinrich von Maltzan.
„ 22: **Sahara und Sudan.** Von Gustav Nachtigal.
„ 23: **Bilder und Szenen aus Amerika.**
„ 25: **Bilder und Szenen aus Europa.**

3. Naturkunde.

Band 8: **Löwen- und Elefantengeschichten.** Aus Brehms Tierleben.
„ 9: **Tiere unseres Waldes.** Aus Brehms Tierleben.
„ 12: **Das Leben der Vögel.** Von A. E. Brehm.
„ 29: **Tier- und Jagdgeschichten.** Von Hermann Löns, Svend Fleuron und anderen.

4. Lebensbilder.

Band 10: **Goethes Knaben- und Jünglingsjahre.** Aus „Dichtung und Wahrheit".
„ 11: **Franz Schubert. Sein Leben in Einzelbildern.** Von Karl Schmitt.
„ 13: **Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.** Von Ludwig Richter.
„ 15: **Werner von Siemens.** Lebenserinnerungen.
„ 19: **Bilder aus Joachim Nettelbecks Lebensbeschreibung.**
„ 20: **Mozart.** Von Adolf Prahm.

Die Sammlung wird in rascher Folge fortgesetzt.

Preis: gebunden 0,60 RM., broschiert 0,40 RM.